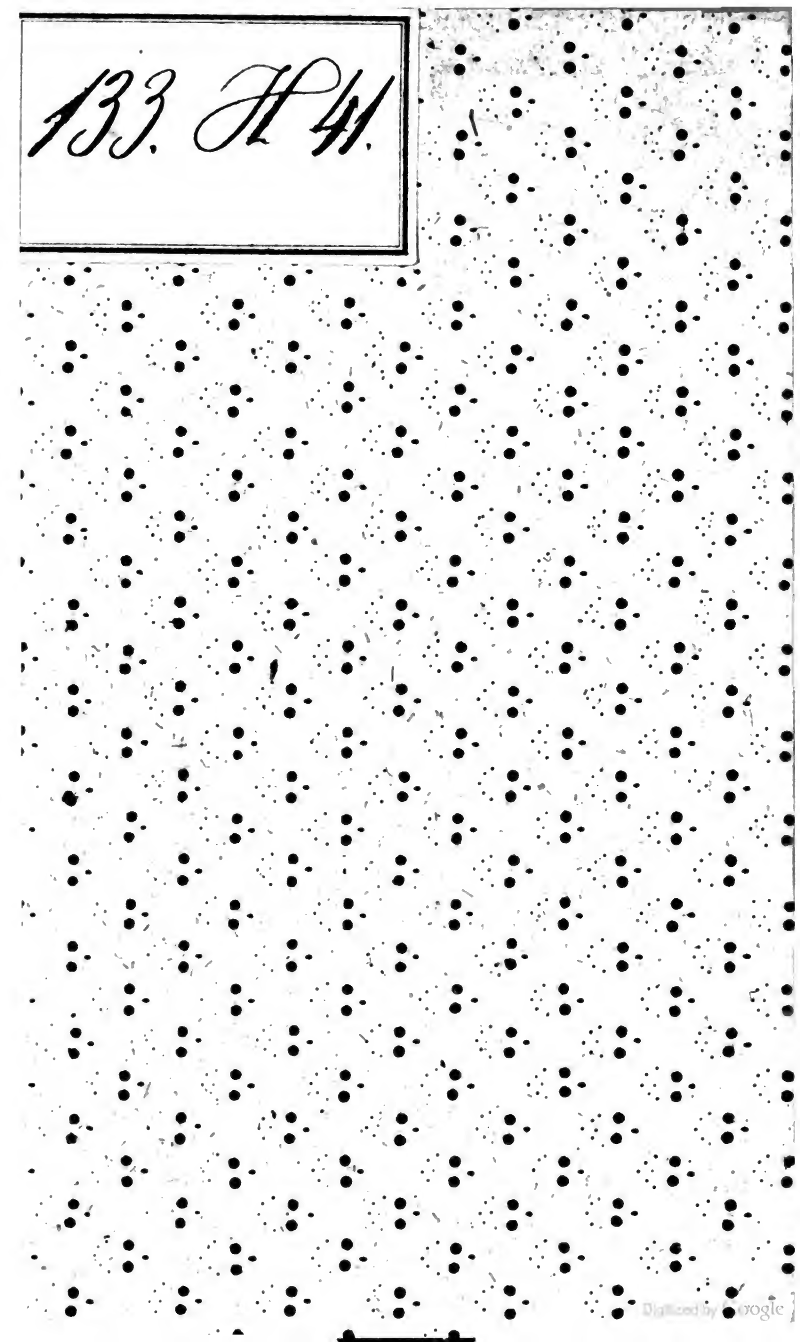
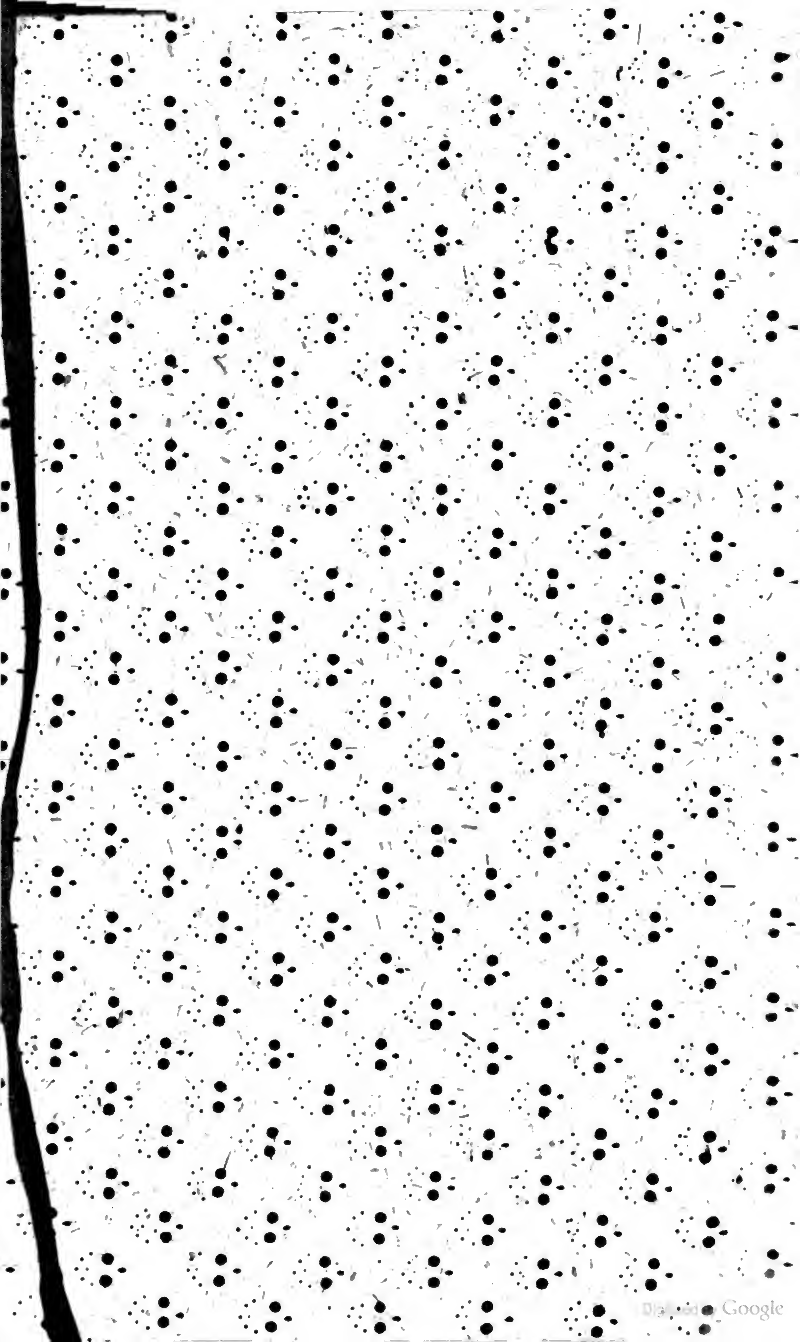
DIE PFARRE AN DER SEE. EIN ROMAN. - WIEN, HAAS 1816

August Lafontaine









Die Pfarre an der See.

Ein Roman

von

AUGUST LAFONTAINE.



Dritter Band.

WIEN, 1816.

In der Haas'schen Buchhandlung

Die Pfarre an der See.

Dritter Theil.

Marie an Agnes.

Haidebüren.

Ich habe ihn wieder, geliebte Agnes! Ich habe ihn wieder, den Sohn meiner Liebe! O ich möchte mit ausgebreiteten Armen durch das Leben fliegen, und jeder Mutter jauchzend zurufen, jedem Sohne, ich habe ihn wieder! Durch die Himmel möchte ich es rufen! Der Morgenröthe hauch' ichs entgegen, dem Monde flistre ich es zu, jedem heraufkommenden Stern vertraue ichs! O als obs Gefühl hätte, das rauhe Meer, das ungetreue Element, knie ich am Strande nieder, und danke ihm, daß es seines Lebens schonte! O, Agnes, du, die mitten in dem blühenden Kranze deiner Kinder stehst, in dem vollen Kranze, an dem nirgend eine Blume fehlt, o du weißt nicht was Schmerz ist; kein Mann auf Erden weiß es, als eine Mutter, die am Sarge ihres Kindes steht!

O arme Agnes, jetzt erst denk ich ja daran, daß du noch gar nichts weißt! Ach, das, das war ja der lange Gram, der auf meinem Leben schwer

ruhte, den du oft — o ich sah es an deinem Blick — den du oft für eine verborgene Schuld hieltst! War es eine Schuld: o so hat der Himmel sie hart bestraft! Und selbst noch jetzt, meine Agnes, kann ich dir nicht, will ich dir nicht alles sagen! — —

Sieh, da sitze ich, mit der Feder in der Hand, die unbeschreibbare Freude eines seligen Mutterherzens zu zeichnen, und neue Thränen des Grams fließen auf das Papier über — mein Geschick, das ich dir vertrauen muß! will! — —

So höre!

Es ist als wäre es heute. Unser ganzes Haus war in einer frohen Bewegung. Meine Mutter schwamm in Freudenthränen; denn ihrer Kindheit Gespielinn, ihrer Jugend vertraute Freundinn, die Gräfinn Sonders kam heute mit ihrer Familie nach einer langen Abwesenheit zu uns, um von nun an auf ihrem Gute zu wohnen, das an meines Vaters Gut gränzte.

Mein Vater war so voll Freude, wie meine Mutter. Der Graf war in Wien Gesandter gewesen, mein Vater in Florenz. „Nun wird man doch ein andres Wort hören, als von Pferden, Jagd und Ackerbau!“ sagte er fröhlich.

Meine Mutter hatte mich an der Hand, und befahl mir, die neue Tante, die Gräfinn Sonders, lieber zu haben, als alle Menschen.

Sie kamen an, und die beyden Freundinnen

sahen sich lächelnd an. Auf ihren Gesichtern schwebte die reinste Liebe. Sie drückten sich einander an die vollen Herzen, und dann, wie Mütter, brachten sie ihren schönsten Schmuck hervor, ihre Kinder; die Gräfinn den Grafen Fritz, meine Mutter mich.

Es war eine feyerliche Handlung zwischen beyden Müttern, wobey sie mehr dachten als sagten.

Die beyden Diplomatiker, geschmückt mit ihrem Orden, waren schon auf der Hausschwelle mitten in ihren politischen Verhandlungen.

„Sie verstanden es in Florenz!" rief mein Vater, mit den Augen triumphirend winkend — „Sie verstanden es, Herr Graf!"

„Was wollten Sie," sagte der Graf — „wir übersahen Sie in Wien."

Das war der ewige unselige Streit, der unsere Häuser entzweyte, und mich zum Opfer des Streites machte.

„Er bildet sich viel ein, der gute Graf," sagte mein Vater, wie sie fort waren.

„Ja, das thut er," fiel meine Mutter ein — „und mich dünkt, er hat Recht dazu, lieber Mann!

Beym Abfahren sagte er mir, wenn du in Petersburg gestanden hättest, wie er in Wien: Posen wäre nicht getheilt."

Der Frieden war wenigstens auf ein Jahr hergestellt.

Die beyden Mütter sahen wohl, daß es Künste kosten würde, die beyden Gesandten in Frieden zu behalten; aber desto fester wurde der schöne Bund ihrer Liebe, und Fritz und ich, sprangen im Garten fröhlich umher, wie Kinder, und liebten uns recht sehr; denn es wurde uns alle Tage von den Vätern und Müttern befohlen, uns recht, recht sehr lieb zu haben.

Die Gräfinn und meine Mutter übernahmen das Friedensgeschäft, und es wurde abgemacht, daß die beyden kriegführenden Mächte von allen Dingen reden sollten, nur nicht von Joseph und Leopold, und ihren Hauptstädten.

Das hatten die beyden Herren auf ihre Ehre versprochen; aber alle Wege, alle Gespräche über die Jagd, über die Kunst, über Gelehrsamkeit, über die Gemeinheittheilung liefen unvermerkt zu den beyden Nahmen, die nicht genannt werden sollten.

„Ich kenne jemanden,“ hob mein Vater an: „Ich kenne jemanden“ — sagte der Graf; und da sie nicht fortfahren durften, ohne den Friedenstraktat zu brechen, den sie mit ihrer Ehre besiegelt hatten, so sahen sie sich nur, wie ein paar Streithähne, ein paar Secunden an, lächelten, als hätten sie den Sieg erfochten, und gingen hitzig, der eine nach Nord, der andre nach Süd, in den Bart singend.

Die beyden Mütter sahen voraus, daß ein Krieg unvermeidlich war; sie schlossen sich desto enger an einander, und waren entschlossen, dem Schicksal und ihren Männern zum Trotz, aus dem Grafen Fritz und Marie ein Paar zu machen.

Mein Vater, der jedesmahl besiegt wurde, wenn Menschen bey dem Streite im Allgemeinen, — der eben darum desto hitziger geführt wurde, weil keine Nahmen genannt wurden, — gegenwärtig waren, nahm seine Zuflucht zu Spöttereyen; und weil der Graf, der in Wien Geduld gelernt hatte, mit einem mitleidigen Lächeln sie beantwortete: so entstand von beyden Seiten ein Haß, der desto tiefer ins Herz fraß, weil er sich unter der schweren Last einer äußerlichen Freundschaft bewegen mußte, wie eine Flamme, die verschüttet wird, immer fortbrennt, und dann auf ein Mahl himmelhoch und unbesiegbar emporschlägt.

So brach die Flamme ihres Hasses an einem

Feste hervor; mit flammenden Augen sagten die beyden Gesandten sich ihre Freundschaft auf. Der Graf fuhr nach Hause, und mein Vater sah zum ersten Mahle meine Mutter und mich mit finstern und Unglück verkündigenden Blicken an.

„Das erste Mahl," sagte er mit einer bittern Gelassenheit — „daß du, oder die da jemanden aus Sonders Hause sieht, zufällig oder vorsätzlich, so packe ich auf, und gehe nach Westphalen."

„Das ist grausam, lieber Mann!"

„Grausam? Ich bin seit den drey Jahren unsers Umgangs auf der Folter gewesen, deinetwillen, auf der Folter eines unmenschlichen Hasses."

„Wenn mir die Gräfinn begegnet?"

„Gehe ich nach Westphalen. Geh du dorthin, so bist du sicher, daß sie dir nicht begegnet."

In des Grafen Hause fiel dieselbe Szene vor, und es ging kein Tag hin, der nicht den Haß der beyden Männer verbitterte. Die Gränzen der Güter liefen in einander. Die Jäger der beyden Häuser setzten den Krieg fort, die Hirten auch. Es kam zu Prozessen, die mit der ganzen Bitterkeit der heftigsten Beschuldigungen von beyden Seiten geführt wurden, und das erste Mahl, da beyde Mütter es wagten, auf der Gränze sich ein Mahl zu sprechen, packten die beyden Väter auf,

und reisten, der eine nach Norden, der andere nach Süden auseinander.

Aber auf dieser letzen Zusammenkunft hatten die beyden Freundinnen sich noch ein Mahl die Hände darauf gegeben, daß der unnatürliche Haß ihrer Männer mit einer Verbindung ihrer Kinder sollte versöhnt werden.

(Fortsetzung.)

Sieh, liebste Agnes, in der Liebe gegen den Spielgefährten meiner Kindheit wurde ich von meiner Mutter erzogen. Machte ich einen Fehler, so sagte meine Mutter traurig: „was wird Fritz sagen, wenn er das von dir hört, Marie?“ Fehlte es mir an Fleiß bey irgend einem Theile des Unterrichts, so sagte die Mutter: „darin hat Fritz es so weit gebracht, und du bleibst ihm nach?“ Und sie war gewiß, ich arbeitete, bis sie sagte: ich hätte ihn eingehohlt.

Alles, was ich hörte, lief auf den Grafen Fritz hinaus. Meine Mutter erhielt von ihm kleine Briefe an mich. Ich mußte ihm antworten. Meine Mutter zeichnete ihn mir als einen Engel von Schönheit, Güte und Muth.

„Denke an Fritz! denke an Fritz, Marie!“ war das Lied, was ich immer hörte. Ich spielte die Sonaten, die er spielte, ich zeichnete, was er zeichnete, ich las die Bücher, die er las.

„Was wirst du sagen, was er, wenn Ihr Euch wieder seht?“

Sieh, auf diesem Zaubergrunde wuchs ich empor, und meine Liebe, die zwar ein Spiel war, die aber selbst den Gefühlen des Kindes eine Richtung gab, die ewig dauern sollte.

So war ich siebenzehn Jahre alt geworden; mich verlangte leise, den Jüngling zu sehen, an den alle meine Träume, meine Gedanken, Wünsche, Empfindungen und die erwachende Sehnsucht meines Herzens festgeknüpft waren.

Da reiste meine Mutter zu ihrer Schwester, und ich begleitete sie.

Wir hielten in Schwetzingen an.

„Heute,“ sagte auf ein Mahl meine Mutter, mit Thränen in den Augen — „wirst du ihn sehen. Zieh dich an, Marie!“

Ich erröthete, mein Herz schlug in einer wunderbaren Unruhe.

Ich hatte meiner Mutter tausend Fragen zu thun, und wagte nicht eine.

Ich kleidete mich unter Zittern; und da meine Mutter kam, sagte sie lächelnd: „welche Kleidung hast du gewählt? Marie, nimm doch dein rothes Kleid! Wie bist du heute?“

Ich fiel weinend an ihre Brust.

Ich kleidete mich um; aber ich war heute weder nach meinem Geschmack gekleidet, noch nach ihrem.

„Erhohle dich, wir haben noch eine gute Stunde Zeit!“

Ich zog endlich mein Reisekleid an, setzte einen großen Hut auf. Sie lächelte wieder, aber ließ mich gehen.

Ich ging mit ihr in den fürstlichen Garten. Es war niemand im Garten, sagte uns der Soldat, der an der Thür stand, als ein Herr und eine Dame.

Ich zitterte; ich glaubte mit jedem Augenblick würde er in die Allee beugen, wo wir gingen. Aber nein, zuerst erschien die Gräfinn, und allein. Ich wurde nun ruhiger, denn ich hatte zwey Beschützerinnen bey mir.

Endlich sagte seine Mutter: „da kommt mein Fritz!“ Ich hob ein wenig das Auge, und er war ganz hinten in der Hauptallee, weit von uns entfernt.

Wir gingen langsam, sehr langsam, und er stand bald hier, bald da still, etwas zu betrachten. So sollte ich Zeit haben, mich zu fassen. Ich faßte mich nicht; aber von weitem rief er: „ach, liebste Marie!“ und bey dem Tone der bekannten Stimme, war meine Scheu weg; ich lief ihm entgegen, ich reichte ihm die Hand mit den Worten: „tausend Mahl seyn Sie willkommend, lieber Fritz!“

Da standen wir gegen einander über, Hand in Hand, er mich betrachtend, ich erröthend hätte

mich gern unter dem Hute verborgen, wenn er nicht immer fort gesprochen hätte: „o meine liebe Marie, so habe ich Sie mir gedacht! Welch ein Engel hat mir Ihr Bild gezeigt! So! gerade so! und wiederum gar nicht so! gar nicht! Auf diesen Augenblick hat meine Mutter alle meine Hoffnungen verwiesen, die ganze Freude meines Lebens. Und wie ist nun alles anders und besser! Ich möchte klagen, Marie, daß die Zeit, da wir uns nicht sahen, mir viel, sehr viel Schönes, Großes, Heiliges geraubt hat, den vertraulichen, lachenden Blick der Spielgefährtinn, das vertrauliche Du von Ihren Lippen, das meiner Erinnerung klang wie die schönste Musik, und meiner Hoffnung, wie Engelstimmen voll Segen. O Marie, ich erkenne jetzt wieder aus diesen hohen Reitzen der aufgeblühten Jungfrau, die theuern, lieben Züge des Kindes! Ach, ich werde ja in Ihrem Herzen das alte Vertrauen wieder finden!" —

„O gewiß!"

„Die alte herzliche Freundschaft!"

„O gewiß, Fritz!"

„Die alte treue Liebe!"

Da sagte ich mit einer heißen Gluth auf den Wangen: „o gewiß!" aber das Gewiß sprach ich mit einem so ungewissen Tone, daß er wohl sehen mußte, was ich ihm verbergen wollte.

Mein Herz pochte vor Entzücken; denn er re-

dete so schön, und der Ton seiner Stimme, sein Auge war so bewegt.

Ich hatte mir das alles vorher vorgestellt, und mir vorgenommen, ihm gar nichts zu verschweigen, was ich gegen ihn fühlen würde. Aber ich konnte gar nicht reden. Ich schlug das Auge nieder, ich erröthete, meine Zunge war gelähmt.

Ich schämte mich, daß ich so stumm war, und wurde noch stummer.

Ich sah mich nach Hülfe um; die beyden Mütter waren verschwunden.

Er nahm meine Hand in seine, und so mußte ich mit ihm weiter gehen.

Und sieh, wie listig er war — denn er gestand es nachher — er fing von unsern Kinderjahren an. Er erinnerte mich an tausend Kleinigkeiten, die ich alle so genau wußte, wie er, und so verwickelte er mich in Erzählungen, die er unterbrach: „da sagte ich Ihnen, Marie, wissen Sie noch: gehst du dahin, so werde ich böse, und nimmer wieder gut; und wissen Sie was Sie mir antworteten?“

„O ja; ich sagte: wenn du böse mit mir wirst, Fritz, so“ — und so wechselte das Du der Kindheit und das Sie der jetzigen Stunde sanft, und ich wollte so behuthsam seyn, und wars dennoch nicht, bis er sagte: „liebste Marie, nenne mich wieder du, daß du nicht immer daran denken mußt, wie du mich nennen willst.“

Da nannte ich ihn wieder du, mit einem schweren Seufzer und einem hohen Erröthen, weil ich fürchtete und heimlich wünschte, er möchte sich wieder in die übrigen Rechte unsrer Kindheit setzen.

Er küßte nur meine Hand mit einer rührenden Ehrerbiethung.

Wir gingen nun die Allen auf und ab, und wir plauderten uns richtig in die alten Kinderjahre zurück.

Der Abend war da, ehe wir es dachten. Wir wohnten in einem Wirthshause gegen einander über.

Am andern Morgen war ich gekleidet, wie meine Mutter es gewollt hatte.

Ich wußte gewiß, er würde mich zu einem Spaziergange auffordern.

Wir gingen in den Garten. Er war furchtsamer geworden, feyerlicher sogar. Wir gingen oft die halbe lange Allee, ohne ein Wort zu reden.

Ich sah wohl, daß ihm das Geständniß der Liebe auf den Lippen schwebte. Wars meine fremde, prächtige Kleidung? Nachmittags erschien ich in einer Kleidung, die gerade wie die war, die ich in der Kindheit trug. So wie er mich sah, verschwand das Fremde aus seinen Blicken. Er legte seine Hand vertraulich in meine; er nahm ohne Anstand mir den Strohhut vom Kopfe, wie

er als Kind that, um mir Blumen darein zu sammeln. Er war sogar muthwillig, er drohete mir mit den alten kindischen Worten. Er zog mich in sein Spiel nach und nach hinein. Die schöne Kindheit mit ihrem Vertrauen bemächtigte sich meiner Brust.

Während er ein paar Worte mit meiner Mutter sprach, versteckte ich mich im Garten, und ließ ihn suchen, bis er endlich meinen Nahmen rief. Da verrieth mich mein Lachen, und er nahm mich zur Strafe in seine Arme, und drückte den ersten Kuß — nicht der Liebe — sondern des alten Kindervertrauens auf meine Wange.

Wir blieben mehrere Tage hier, und ich wunderte mich, daß von unsrer Liebe noch nicht ein Wort geredet war. Den letzten Morgen, da wir am Nachmittage abreisen wollten, waren wir noch ein Mahl in dem Garten. Wir standen vor der Mauer, auf der die Gegend so täuschend gemahlt ist, daß man erst einen Schritt davon sieht, es ist ein Gemählde.

Wir betrachteten es. „Das ist Täuschung, Marie,“ sagte er, mich ernst ansehend — „o, unsre Freundschaft ist keine Täuschung!“

„Wie kommst du darauf hier?“

„Sieh mich an, Marie, sag, es ist Wahrheit!“

„Unsre Freundschaft ist Wahrheit, Fritz!“

„Und alles? alles, Marie? daß du mein

seyn willst, im Leben und Tode? daß du mich liebst mit der täuschungslosen Redlichkeit des Kindes und mit der Liebe des erwachten Herzens, und mit der unendlichen Treue? Sprich, ist auch das Wahrheit?"

Da standen meine Augen in Thränen. „Es ist Wahrheit! reine Wahrheit, Fritz! du zweifelst selbst nicht daran, daß ich dich unendlich liebe. Es ist Wahrheit!"

„Daß du mein Weib werden willst, Marie?"

„Wenn —"

„Ein Wenn?"

„Unsre Väter?"

„Sie wollen nicht. Aber du?"

„Ich will!"

„Ist das Wahrheit, keine Täuschung?"

„Wahrheit!"

„So laß uns gehen, meine Marie!"

Da erst, da erst, gab er mir den ersten Kuß der Liebe, und in meiner Seele lag der Himmel.

Wir gingen zu Hause und wir entdeckten unsern Müttern unsre Verbindung. Der Briefwechsel zwischen uns wurde nun verabredet, sogar der Zeitpunkt, wo wir uns wieder sehen sollten.

Das alles hatten unsre Mütter gewünscht, und eben da sie ihren Wunsch erreicht hatten, wurden sie unruhig, und die Zukunft stellte sich drohend vor ihren Blick. Sie sahen nun erst in dem

Hasse unserer Väter ein fast unbesiegbares Hinderniß.

Ich und Fritz waren ruhig; denn wir waren unser gewiß; und da ich in den Wagen stieg, sagte er: „Marie, meine Marie, denk an das täuschende Gemählde!"

„Fritz," sagte ich, doch ein wenig ergriffen von der Unruhe meiner Mutter — „meine Liebe und deine ist keine Täuschung. Aber wenn das Glück eine Täuschung wäre, wenn die Aussicht in ein schönes Leben —"

Der Wagen rollte dahin; ich hörte seine Antwort nicht.

Meine Ahnung hatte recht.

Der Graf sollte nach dem Befehl seines Vaters zwey Jahre auf einer Universität Politik, Völkerrecht, Staatsrecht und Geschichte hören, dann sollte er fünf Jahre in Berlin, Wien, Petersburg, Paris und London zubringen, Rom und Madrid sehen, nur der beyden Sprachen willen.

„Rom und Neapel, Fritz, ist alles, was in Italien der Rede werth ist. Um Florenz brauchst du nicht aus dem Wagen zu steigen," sagte der Vater, Florenz so gut hassend, wie meinen Vater.

Nach fünf Jahren Aufenthalt an den Höfen, sollte er bey einer Gesandtschaft angestellt werden.

„Ein Diplomatiker, mein Sohn, muß vor

dem vierzigsten Jahre nicht heirathen. Du wirst sehen warum, wenn du irgendwo bey einem Gesandten bist. Eigentlich sollte er gar nicht verheirathet seyn; denn ein Gesandter sollte der freyeste Mann auf der Erde seyn, weil ihn sein hoher Posten am meisten bindet. Ein Gesandter an einem kleinen Hofe, so wie in Florenz, kanns machen wie er will. Es bedeutet dafür auch gar nichts. Hörst du, Fritz?"

Fritz lächelte; aber es war seines Vaters hoher Ernst.

(Fortsetzung.)

Er war abgereist, und wir wechselten Briefe. Alle Versuche der beyden Mütter, die Gesandten mit einander zu versöhnen, schlugen fehl.

Die Prozesse auf den beyden nahen Gütern dauerten fort, und in dem gegenseitigen Schriftwechsel kamen so manche und so bittre Anspielungen auf die Höfe zu Florenz und Wien vor, daß es den Richtern manchmahl schien, als wären die Schriften Satyren auf die beyden Höfe.

Die beyden Väter verbothen mit trotzigem Ernst jede Art von Verbindung unter den beyden Häusern, und so drohend, daß die Mütter gern ihre Schritte zurück gethan hätten, wenn nur nicht unsere Liebe unüberwindlich gewesen wäre.

Da starb mein Vater. Nun schien das Hin=

derniß unsers Glücks aus dem Wege geräumt zu seyn.

Die Gräfinn Sonders trug nun sogleich darauf an, die alte Freundschaft mit meiner Mutter wieder herzustellen.

„Hm!“ sagte der Graf, sein Kinn zwischen Daum und Zeigefinger nehmend — „dazu bin ich zu lange Gesandter gewesen; dazu haben wir die Familie zu bitter beleidigt. Der Mensch vergibt nicht, und so fordert es die Politik, die Sache so stehen zu lassen, wie sie steht. Keine Versöhnung, liebste Gemahlinn! Was ein Mahl fest entschieden ist, muß entschieden bleiben; da sterbe wer will, und lebe wer will. Das ist eine diplomatische Regel ohne Ausnahme. Wanken, Kind, wenn sie das sehen, so ist man verloren. So ein kleiner Hof, wie der zu Florenz, kann machen, was er will, heute so sagen, morgen so; der muß am Ende mit fort.“

Kurz, es war nicht daran zu denken, daß der alte Diplomatiker seine Einwilligung gegeben hätte. Die Gräfinn gab die Sache ganz auf. Sie sah unübersteigliche Hindernisse.

Fritz lächelte zu allem, und schrieb mir: „nichts in der Welt ist leichter, als unsre Verbindung. So bald ich auf Reisen gehe, Marie, bist du meine Frau!“

Wir erwarteten voll Ungeduld den Augenblick, da er sich näher erklären sollte, und er hatte Recht.

Ich ging mit meiner Mutter auf unser Gut, das dem gräflichen so nahe lag.

Graf Fritz kam ganz inkognito nach seinem Gute, und logirte bey dem Prediger, der sein Universitätsfreund war, und dem er die Pfarre gegeben hatte.

Einen Abend gingen wir, ich und meine Mutter, zu dem Prediger.

Hier erklärte sich Fritz: „Ein Diplomatiker heirathet vor dem vierzigsten Jahre nicht: ist ein unumstößlicher Grundsatz meines Vaters; Sie wissen, wie fest er seine Grundsätze hält. Nun, liebe Mutter, heirathe ich jetzt Marien. Sie begleitet mich, wohin ich gehe. Ich stehe dafür, ehe die zwanzig diplomatischen Jahre vergangen sind, hat man in ganz Deutschland vergessen, daß Marie einige Jahre heimlich meine Frau war. Hat mein Vater nach zwanzig Jahren noch zu befehlen, so sage ich: „Vater, ein Diplomatiker heirathet am besten gar nicht.“ Auch das ist sein Grundsatz. Meinen Bruder — Sie wissen, theures Mütterchen, wie gut er ist, wie unendlich er mich liebt — den also können wir nach einiger Zeit in das Geheimniß ziehen, wenns nöthig ist. Meine Schwester — ist bey der Tante, und wird nicht darauf dringen, daß ich heirathen soll. Vor der müssen wir freylich das Geheimniß verbergen.“

„Sie reisen mit uns, Mütterchen, und kehren zurück, und sagen: „Marie ist in Jütland

bey ihrer Tante im Stifte, dann: sie ist da verheirathet, und so weiter.“ Sehen Sie, so leicht ist es, glücklich zu werden!“ Meine Mutter machte noch tausend Einwürfe, die er alle widerlegte. Er hatte auf jeden Einwurf eine klare Antwort. Er hatte für die Verschweigung des Geheimnisses mit dem kalten Blute der Vorsicht gesorgt. Er hatte einen Bedienten, der ganz vollkommen sein eigen war, den er seit zwey Jahren eben für diesen Fall zugezogen hatte. Meine Mutter hatte eine Jungfer, die mich unendlich liebte, und die mit ihrem Leben meins gerettet hatte, und die schon längst in dem Geheimnisse war.

Meine Mutter konnte zuletzt keine Einwürfe mehr machen, als allein den der heimlichen Verbindung. Fritz lächelte, ich lächelte.

„Eine geheime Verbindung?“ sagte Fritz — „die so viel Zeugen hat, die Mutter der Braut, den Prediger und meine Mutter.“

Hier trat die Gräfinn ins Zimmer.

Es wurden noch ein Mahl alle Punkte durchgefochten, und dann, da meine Mutter eingewilligt hatte, führte mein Mann mich vor den Prediger.

„So bald?“ rief meine Mutter.

Wir wurden getraut, und am andern Morgen waren wir alle unterwegs. Unterwegs trafen wir uns. In Schwetzingen feyerten wir erst unsere Hochzeit.

Nun ging ich mit meinem Manne und meiner Mutter nach Italien. Zuweilen sogar in einem Wagen, zuweilen getrennt. Er that alles, was sein Vater wollte, machte alle Besuche, lernte alle Großen kennen, sandte seinem Vater Berichte von dem römischen und dem neapolitanischen Hofe, so, daß sein Vater ihn mit Segnungen überhäufte.

O Agnes, wie glücklich lebten wir, mit welcher Annehmlichkeit sogar! Ach, meine theure Mutter gestand, daß sie erst jetzt des Lebens reichen Genuß kennen lernte!

Was mein Mann als Diplomatiker thun sollte, war in einigen Tagen abgemacht.

Dann lebten wir, ein wenig behuthsam, ich und meine Mutter unter fremden Nahmen, aber fast immer in demselben Hause, den Künsten, der Freude, der Natur in dem schönen Italien.

In einem kleinen, lieben Landstädtchen, in der Nähe von Rom, wohin wir aus Vorsicht gezogen waren, wurde ich Mutter — O barmherziger Gott! jetzt, o jetzt bey diesem Nahmen Mutter fällt mein hartes Geschick und das höchste Entzücken zugleich auf mein Herz! — Ich wurde Mutter von einem Sohn.

Agnes! o Agnes! du bist Mutter! Und welch eine Glückliche!

Mein Mann bekam von seinem Vater Be-

fehl, noch den Sommer über Koppenhagen und Stockholm nach Petersburg zu gehen.

Er erhielt eine große Menge Empfehlungen an die Großen in Rußland und an die Gesandten. Er erhielt große Wechsel; denn sein Vater befahl ihm, einen großen Aufwand in Petersburg zu machen.

Den Frühling brachten wir noch in der Schweiz zu. O diese glücklichen Tage — ach es waren die besten — die letzten mit ihm — da wir am Züricher See lebten, da ich der ganzen Freyheit des Landlebens, der Ruhe mit ihm, mit meiner Mutter, mit meinem Sohne genoß.

O Agnes, Agnes, ich möchte mich noch lange bey der Beschreibung der seligen Stunden in der Schweiz aufhalten, um nur desto später an den Augenblick zu kommen, da ich ihn verlor!

Meine Mutter verließ uns in Deutschland. Wir gingen nach dem Norden. Wir bestiegen das unglückliche Schiff, das uns nach Koppenhagen bringen sollte.

Es war eine schöne Sommernacht. Ich saß auf dem Verdeck, und betrachtete, wie die dunkeln Ufer wie Gespenster uns vorüber flogen. Mein Mann saß neben mir. „So, so fliegt des Lebens Lust vorüber, Marie!" sagte er; und ich antwortete: „Aber nicht so dunkel; hell und freudig, mein Fritz!"

In dem Augenblick erscholl ein gräßliches, aber kurzes Geschrey aus dem Schiffe.

Wir horchten. Alles ist still. Auf ein Mahl bricht von allen Seiten eine Flamme empor, und lodert am Maste hinauf, und die Segel werden flammende Flügel. Ein schrecklicher Anblick!

Ich schrie auf; ein allgemeines Geschrey entsteht; denn unser Schiff war mit lauter brennbaren Sachen beladen.

Man versucht den Brand zu löschen; aber alles stand den Augenblick in Flammen. Die Boote wurden ausgesetzt. Man läßt mich in das Boot hinab, mit Gewalt hinab; denn ich schrie nach meinem Sohn.

Da sehe ich meinen Mann. Er trägt die Wiege mit dem Kinde. Man will sie ihm abnehmen. Er steigt die Leiter hinab. Ich sehe ihn — stürzen, höre einen Knall, sehe die Flamme versinken mit dem Schiffe ins Meer, schreye auf, will mich hinausstürzen, meinem Manne zu Hülfe, meinem Sohne.

Man hält mich, ich sinke in Ohnmacht.

Ich komme zu mir, ich werfe ängstlich wilde Blicke um mich her. Meine Leute schwimmen in Thränen. Ich strecke ihnen meine Arme entgegen. Ich schreye laut mit Verzweiflung nach Hülfe, und man kündigt mir den Tod meines Mannes und meines Sohnes an.

Ich mache aufs neue den Versuch, mich über

Bord zu stürzen. Man hält mich, ich befehle, ich drohe, sie sollen umkehren, und meinen Mann suchen, der gewiß noch auf einem Balken vom verbrannten Schiff von den Wellen umhergetrieben wird.

Mein Bedienter schüttelt den Kopf."

„Er ist todt," schluchzt er endlich hervor —" „er ist todt! Wir haben ihn ja Alle gesehen!

„Gesehen?" rief ich — „wie denn? wo?

Ein fallender Balken hat ihm die Brust zerschmettert, in dem Augenblick, da er in das Boot mit dem Kinde will. Sie haben seinen Leichnam im Boote gehabt, und mein Bedienter hat noch sein Taschenbuch aus seinem Rocke gezogen, seine Uhr, seinen Ring von seinem Finger, ehe sie den ganz zerschmetterten Leichnam ins Meer versenkt haben, während ich in tiefer Ohnmacht liege.

O Agnes, Agnes! ich sah mit verlangenden Blicken den dunkeln Todesabgrund an, auf dem ich schwamm. Gott verzeihe es mir: ich zweifelte an der ewigen Liebe!

Die Wiege meines Sohnes hatte er eben getragen, da er von dem stürzenden Maste oder Balken zerschmettert wird. Vater und Sohn — o Agnes! — Vater und Sohn sind in einer Minute in den Abgrund versunken, und ich, ich allein lebte noch!

Ich wurde mit meinen Leuten ans Land gesetzt. Ich wußte es nicht mehr.

Da ich nach vier Wochen aus den furchtbarsten Phantasien, die dem Wahnwitz ähnlich waren, erwache, finde ich meine Mutter an meinem Bette.

Alles war mir ein Traum: das Leben, das Erblicken des Lichts, die Erzählung meines Unglücks. In meinem Phantasiren war ich glücklich. Ich wohnte mit meinem Manne unterm Meer in einer Grotte. Ach, wie glücklich war ich in meinen Träumen!

Niemand durfte mich nun an mein Unglück erinnern. Ich verlangte nun in die Schweiz, an den Zürichersee, wo ich so glücklich mit meinem Manne gewesen war. Dahin brachte mich meine Mutter. Hier lebte ich in den Schwärmereyen eines immer süßer werdenden Grames.

Da meldete sich mein zweyter Mann, mein naher Verwandter. Meines Vaters Familie drang auf diese Verbindung. Man bestürmte mich mit Vorwürfen, mit Drohungen, mit Schmeicheleyen, meine Mutter mit flehenden Thränen. Da gab ich mein Wort mit dem festen Glauben, daß sie mich früher in das Grab tragen würden, als zum Altar. Ich hatte mich schrecklich geirrt. Ich mußte meinem Manne meine Hand geben. Ich gab sie ihm; aber mit dem Geständnisse meines Unglücks.

Er versprach mir Verschwiegenheit, und er

hielt Wort. Er und meine Mutter nahmen das Geheimniß mit ins Grab.

Mein alter Bedienter und ich sind die Einzigen, die um das Geheimniß wissen. Auch ich wollte es mit in mein Grab nehmen. Wozu auch unter die Menschen bringen, was das Grab verschlungen hat!

Ich erzog meinen Sohn, den ich von meinem zweyten Manne hatte, mit der zärtlichsten Mutterliebe. Aber, o du geliebte Agnes! ein stiller Gram, der ewig nicht weichen wollte, machte mich fast ungeschickt zu diesem Geschäft.

Mein Sohn liebt mich; aber ich war doch zu weich gegen ihn.

Da übergab ich seine Erziehung einem Manne, und ich lebte doch den Sommer durch in der Schweiz am Zürichersee, wo ich ungestört dem süßen Gram und dem Andenken an die Verlornen nachhängen konnte.

(Fortsetzung).

O und wie, wie himmlisch hat sich alles geändert! — Ich habe ihn wieder gefunden; ich habe meinen Sohn wieder, meinen theuern, verlornen Sohn! O höre!

Meine Tante, die Äbtissinn in Jütland, schreibt mir, ich möchte eilen, zu ihr zu kommen, wenn ich sie noch ein Mahl sehen wollte.

Ich reise dahin; ach, und in der Nähe von

diesem Unglücksorte, wo ich Mann und Sohn verler, laß ich halten, um einen Tag lang an ihrem weiten, tiefen, dunkeln Grabe zu weinen.

Sieh, Agnes, ich kam auf den Einfall, am Strande des Meeres, nahe dem Orte, wo sie versunken waren, ihnen einen einfachen Stein zum Andenken setzen zu lassen.

Ich trage es meinem alten, verständigen Taubert auf, sowohl den Ort aufzusuchen, als auch die Sache einzurichten.

Ich blieb indeß in einer nahen Stadt.

Er blieb viel länger aus, als ich gedacht hatte; und da er endlich in mein Zimmer tritt, so sehe ich wohl, daß er etwas hat.

Ich frage, er will sich fassen; aber laut schluchzend stürzt er zu meinen Füßen, und umarmt meine Knie, mit dem Geschrey: „o Gott! o Gott! barmherziger Gott!“

Dann sprang er auf, und rief: „ich bin ein alter Thor! Vergeben Sie mirs, Ihr Gnaden! Ein alter Thor bin ich, der Ihren Schmerz wieder neu machen wird. Aber, es hat mich erschreckt. Eben zu der Zeit, da Sie Ihren Gemahl verloren, hat man in einem Dorfe, nicht weit vom Strande, ein Kind gefunden.“

„In einem Dorfe, Taubert? Er ist ein Thor!“ sagte ich, dennoch zitternd.

„Sagte ich in einem Dorfe? der Schrecken

hat mich verwirrt gemacht. Auf einer Watte, wie man's da nennt, Ihr Gnaden, auf einer Sandbank, mitten im Meer."

"Hat man —"

"— ein Kind gefunden."

"Gott! Wann? wann? er hat doch gefragt?"

"Gerade um die Zeit vor fünf und zwanzig Jahren, im Sommer; den Tag konnte man nicht sagen."

"O, um Gotteswillen! wer, wer hats?"

"Der damahlige Prediger, er hat das Kind wie seinen Sohn erzogen."

"Wo ist er? lebt er? O Taubert, Er hat nichts gefragt? Wir wollen hin. Daß angespannt wird!"

"Man wies mich auf die Pfarre, wo jetzt die Tochter des Predigers wohnt."

"Und er ging nicht?"

"Durft ich denn? Wenn es Ihr Sohn ist, wie ich fest glaube, muß es denn nicht noch immer beständig ein Geheimniß bleiben?"

"Ein Geheimniß, wenn es mein Sohn ist? — das verhüthe Gott! Laßt anspannen!"

Taubert bath mich, erst zu überlegen, da ja ein Tag keinen Unterschied machte. Er stellte mir alle die Schwierigkeiten vor, wenn jetzt ein Sohn aus dieser heimlichen Ehe zum Vorschein käme.

Ach Agnes, so wenig ich auch überlegen

konnte; denn der Gedanke: mein Sohn meines Mannes Sohn lebt, verschlang alle andere Gedanken: so sah ich doch wohl, daß ich große Ursach hatte, behuthsam zu seyn.

Die Güter des Grafen, meines ersten Mannes, sind auf seinen Bruder gefallen; und da der unverheirathet und kränklich ist: so ist seine Erbinn — jenes Ungeheuer, die Frau von Boisen, wenn du dich ihrer erinnerst, die, wie man sagt, ihre Schwiegermutter hat fast verhungern lassen.

Ihr Mann ist ja der Alexander Boisen — O Agnes, ich sah, wie ich an dieses Paar dachte, die Welt gegen mich aufstehen! O wie könnt' ich je sagen: „Hier ist ein Graf Sonders, mein Sohn, und der rechtmäßige Erbe aller Güter!“ Wie dürft' ich! Und wagte die Mutterliebe diesen Streit mit der Familie, wollte ich auch meine Ruhe an das Glück meines Sohnes setzen, und es ist ja die Frage, ob ich nicht wüßte: so — die Einwilligung des Grafen hat unsre Ehe nie erhalten, obgleich meine Mutter ein Mahl sagte: „Wäre er am Leben geblieben, ihr hättet sie erhalten.“ O wäre das alles auch nicht: bin ich denn nicht reich genug? O meine theure Agnes! aber ist denn nicht mein zweyter Sohn längst mein erklärter Erbe? Müßte er auch nur theilen mit seinem Bruder, und er müßte mehr, mehr als das; denn er ist der zweyte, und du kennst ja die Gesetze über die Erstgeburt in unserm Hause: sieh, so steht eine zwey-

te Familie, die mächtige Familie meines Vaters, die Sonnenberge gegen mich auf, und gegen meinen Sohn!

Daß ich die öffentliche Meinung gegen meine Heirath, weil sie heimlich war, habe, ist ohne Zweifel. Was will ich machen, ich allein, gegen die Boisens, gegen die Sonders, gegen die Sonnenberge?

Wer, o wer wird auf meine Seite, und auf meines Sohnes Seite treten? Wer? Sprich: wer? Nicht ein Mahl die Mutter; denn, ich habe einen Sohn, werden sie sagen, für den ich schweigen sollte. Ach, für meinen zweyten Sohn kann ich bürgen. Für den!

Und nun, geliebte Agnes, das Schrecklichste von Allem, bey dessen Gedanken ich jedes Mahl sage, mit Zittern, o war es Recht, war es Recht, daß er und ich gegen den Willen seines Vaters die Verbindung schlossen? O ist Schuld da; wie viel ist denn davon Strafe?

„Wissen Sie denn auch, Ihr Gnaden, wenn Sie Ihren Sohn nun wieder gefunden haben, wer er ist, wie er ist? Ein armer Prediger, sagten die Bauern, war sein Erzieher. Euer Gnaden, der junge Mensch tritt nun auf ein Mahl durch den Nahmen Graf Sonders recht hoch. Solche schnelle Veränderungen thun selten gut. Ich denke, das Geheimniß muß nun erst recht geheim bleiben —“

O Agnes, ich las auf des ehrlichen Mannes Gesicht, was er mir verschwieg.

O meine Agnes, wenn die Mutter den wieder gefundenen Sohn nun einführt, und das Gesetz gäbe ihm, was ihm gebührt, und er nähme ungroßmüthig, auf seinem Recht bestehend, habsüchtig, was er nehmen dürfte, und — O! o! ich verhüllte das bleiche Gesicht in meine Hände. Ach, ich hatte nicht ein Mahl daran gedacht, daß er sogar ein Bösewicht seyn könnte, der wie ein Fündling von seinen Pflege-Ältern in die Welt gestoßen. — „O,“ rief ich — „guter Himmel! kann ich noch mehr zu beweinen haben als seinen Tod?“ Ich war trostlos, ganz trostlos.

Ich schickte meine andern Leute mit Pferd und Wagen zehn Meilen auf unserm Wege zurück, mich dort zu erwarten, weil meine Reise nach Jütland eine größere Eile forderte, und fuhr mit Taubert allein hierher nach Haidebüren.

Nun ging er in dem schlechtesten Rocke, den er hatte, zu dem Prediger nach Holm; aber dieser Mann, den er mir als einen höchst offenen, geraden und edlen Mann beschrieb, hatte wahrscheinlich Ursach, eben so behuthsam mit der Erzählung der Begebenheit zu seyn, als wir.

Aber mein Sohn war es, das war unbezweifelt; das ging aus der Erzählung des Predigers und seiner Frau hervor. Jahr, Tag und Stunde trafen zu. Der Prediger sieht im Meere eine ho-

he Flamme aufschlagen, die immer höher steigt, und dann nach einem Knalle verlischt. Was aber die Sache gewiß machte, war folgendes: „Das Kind hat in einer Korbwiege gelegen, und ein junger Pudel hatte den Retter nach der Wiege geleitet.“

Ja, liebe Agnes, er ist mein Sohn; denn wenn noch irgend ein Zweifel wäre, so wurde er nachher gelöst.

Daß er mein Sohn war, daß er nach dem Prediger Braune heißt, war gewiß; daß der Prediger jetzt in einem Dorfe Birkenfelde, aber nicht mehr als Prediger, wohnt, das ist gewiß.

Aber ich wollte gern mehr von meinem Sohne wissen, von seinem Charakter, von seiner Erziehung, von seiner Lebensart; ach, jede Kleinigkeit von ihm war mir so werth!

Ich ließ mich am andern Morgen selbst bey dem Prediger melden, und um mein Inkognito richtig zu erhalten, unter dem Nahmen Sartili, einer Italiänerinn, die ich ein Mahl irgendwo gesehen hatte.

Der Prediger ließ mir sagen, daß er italiänisch mit mir reden würde.

Das fiel mir auf.

Ich trat ins Haus, und der Mann empfing mich freymüthig, aber mit leichtem Anstande, und

redete so fertig Italiänisch und so schön, daß ich anfing, für meine Rolle besorgt zu werden.

Seine junge Frau war höchst reitzend, und ich las in ihren Blicken eine gerührte Theilnahme an meinem Geschick.

Ich war ärmlich gekleidet und verhüllt; sogar mein Haar hatte ich in eine Schweizerkappe verborgen.

Der Mann gestand mir gerade zu, daß er nicht mehr sagen wollte, als er gesagt hatte.

O Agnes, ich schämte mich vor diesen beyden einfachen Herzen, die dennoch, trotz aller meiner Mühe, die Mutter erkannten. Ja, zuletzt, da er mich bath, den Nahmen der Mutter ihnen zu nennen, weil das Mutterherz ja den Sohn wohl erkennen würde, wurde ich nach und nach so gerührt, daß ich die Flucht ergreifen mußte, um mich nicht zu verrathen.

Ich besuchte den andern Morgen den Pfarrer aufs Neue; aber ich war auf meine Rolle vollkommen vorbereitet.

Ich war entschlossen, sie dahin zu bringen, mir mein Bild, das man mit meinem Sohne gewiß gefunden hatte, zu zeigen, und dann wollt' ich sagen, er sey es nicht.

Ich sah recht wohl, daß der Pfarrer und seine Frau darauf ausgingen, mich als Mutter zu erkennen, weil sie mich noch zweifelhaft glaubten über die Ächtheit meines Sohnes. Ach, ich wollte

nur viel von ihm hören, von meinem Sohn, den der Pfarrer ein paar Mahl seinen Freund, und die schöne Frau mit großer Zärtlichkeit ihren Bruder genannt hatte.

Ich kam zu ihnen. Sie waren behuthsam, ich schien es eben so sehr.

Auf ein Mahl nahm die junge Frau ein Öhlgemählde, das verkehrt an der Wand stand, auf, hielt es mir vor, und ich erkannte in demselben Augenblick mit einem unendlich frohen Schrecken meinen Sohn. Ich schrie auf. Ich schlug den Schleyer, der mein Gesicht verdeckte — denn man sollte mich nicht sehen — über die Stirn zurück, ohne es zu bemerken; meine ganze Seele hing an dem Gemählde.

O eine größere Seligkeit kann in keines Menschen Herzen je gelegen haben, als in meinem in diesem Augenblick, da ich nun jetzt die edlen Züge aus seines Vaters Gesicht hervorsuchte, die mein Herz schon sechs Monathe zuvor in Bewegung brachten.

Ich kam im Anfange des Winters in die Residenz. Ich fuhr sogleich zur Baroninn Bardestein; du weißt ja, wie sehr ich die beyden Mädchen liebe, die stille, edle Olympie, und die entschlossene Kleine.

Ich hatte, ich weiß nicht wo, gehört, Isabelle wäre in einer nahen Todesgefahr gewesen und kaum noch gerettet.

Ich trete ins Zimmer, und Mutter und Töchter gingen mit der alten Liebe mir entgegen.

Ich hatte meinen Triumph an Isabellen; denn sie war fast so groß wie ihre Schwester, und das kindisch-muthwillige, trotzige Gesicht hatte sich in das Gesicht eines Engels veredelt, der stolz über eine große That in die Himmel zurück fliegt.

„Und was habe ich von dir gehört?" frage ich — „was ist dir begegnet? So rede doch, Isabelle!"

Das Mädchen sah mich an, mit Blicken, die sich begeisterten, mit Wangen voll einer schönen, muthigen Röthe; dann hob sie an zu erzählen, wie sie im Walde verirrt, drey Tage lang hungernd und dürstend umhergeirrt, bis sie ermattend und sterbend an einen Felsen niedersinkt. „Dann," so fuhr sie mit strahlenden Augen fort — „dann sandte der Himmel einen Engel mir zu Hülfe."

„Einen jungen Menschen, Liebe," fiel die Mutter ein — „den sie mit Gewalt zu einem Engel macht; einen edlen jungen Mann, einen jungen Mahler!"

„Und wenn er nun mein Engel hat seyn sollen, seyn müssen," sagte Isabelle stolz — „so —"

„Du bist es werth, mein Kind," sagte ich,

die Kleine an die Brust drückend — „daß Engel dich retten.“

„O darum nicht,“ rief die Kleine — „denn welch ein Zufall konnte mir nicht den rettenden Weg zeigen? die Stimme eines Menschen, das Bellen eines Hundes, das Krähen eines Hahns.“

„Nun? und wäre das minder ein Engel gewesen, und wars denn nicht eines Menschen Stimme, die dich rettete? Seitdem ist das Mädchen verdreht, liebste Sonnenbergen, sie träumt von Engeln, und heftig wie sie ist“ —

Sie fuhr nicht fort; allein sie sah leise den Kopf schüttelnd mich an, und schwieg.

„Und kann man schöner träumen, als von Engel?“ sagte ich scherzend.

„Träumen?“ rief Isabelle heftig, und ging hinaus.

Olympie hatte den ganzen Streit mit einem, ich möchte sagen, ätherischen Lächeln angehört, ohne ein Wort dazu zu sagen.

Die Mutter sah sauer.

„Sie ist ja ein Kind!“ sagte ich.

„Das machte mir keine Sorge; das nicht. So heftig, so seltsam verdreht Isabellens Phantasie auch ist, so sorge ich für sie nicht.“ Sie schüttelte wieder den Kopf.

Auf wenn das gehen sollte, sah ich nicht; denn sie sah Olympien nicht an.

„Sie wird dir den Engel bringen,“ fuhr die

Mutter fort — „denn wen sie liebt, muß auch mit ihr ihre Liebe zu ihrem Retter theilen.“

„Nun, und wer ist er denn? Er ist hier?“

„Ein guter, junger Mann, dem wir in der That Verbindlichkeit haben.“

„O liebe Mutter!“ sagte Olympie zärtlich.

„Nun gut denn, wenn Ihr also wollt, ein edler, ein stolz edler junger Mann, ein Engel sogar!“ Sie schüttelte wieder den Kopf, und die Thür ging auf.

Isabelle, an der Hand eines jungen Mannes, trat ins Zimmer.

Fast hätte ich, so überrascht war ich, überlaut gerufen: ja wahrhaftig ein Engel! denn, Agnes, nicht leicht hast du einen schönern Kopf auf einer schönern Gestalt gesehen.

Er war es, Agnes, es war ja mein Sohn, dem meine ganze Seele mit Liebe entgegen flog. Es waren die Züge seines Vaters, die mein Herz auf sich zogen, ohne daß ich sie erkannte. Auf dem schönen Gesicht lag ein sanfter Zug von Trauer, aber so leise, so schön, daß er fast wie eine Verklärung des Gesichts war, nichts Dunkles, womit man die Trauer sonst vergleicht.

Isabelle, mit einem triumphirenden Gesichte, führte ihn auf mich zu, und sagte: „ich mußte Ihnen die Frau von Sonnenberg zeigen, die uns Alle, und vor Allen Olympien am meisten liebt. — „Das ist er, liebe Frau von

Sonnenberg!" sagte sie, das helle, freudige Auge auf mich festheftend.

„Frau von Sonnenberg?" sagte er, als ob er den Nahmen schon gehört hätte — „ein Herr von Sonnenberg in Trausen ist mein Freund."

„Und mein Sohn," rief ich, ihm meine Hand reichend.

„Er ist glücklich?" fragte ich.

„Wie ein Sterblicher es seyn kann. Ich komme eben von ihm. Er glaubte seine Mutter in Italien oder in Zürich."

Er erzählte mir von meinem Sohn, von seinem Glück mit seiner jungen Frau. Ich fragte, ob er wüßte, wie mein Sohn zu seiner Frau gekommen wäre. Er wußte alles, mehr als ich. Er war der Busenfreund meines Sohnes, und Agnes, Agnes! der Busenfreund seines Bruders, ohne daß er es weiß; er ist sein Bruder!

Sieh! Agnes, so lernte ich meinen Sohn kennen, und Isabellens Engel und der Freund meines Sohnes drückte sich tief in mein Gemüth.

Die junge Predigerfrau in Holm hielt mir das Gemählde meines Sohnes vor die Augen, und ich erkannte auf der Stelle Isabellens Engel und Sonnenbergs Busenfreund.

Ich war außer mir. Ich brauchte lange Zeit, mich wieder zu erhohlen von dem ersten Schrecken der Freude.

Aber in diesem Augenblicke fielen mir auch alle Schwierigkeiten ein, die das Erkennen eines Sohnes hatte.

Ich wendete mich also, allen meinen Muth zusammenfassend, gegen den Prediger um, und sagte ihm so ruhig wie möglich, daß ich in dem Bilde auch nicht einen Zug von den Ältern des Kindes, das die Mutter, die meine Freundinn wäre, suchte, gefunden hätte.

Beyde, Mann und Frau, schienen mir nicht zu glauben. Man gab mir jetzt mein eignes Bild in die Hand. Sie hefteten Beyde ihre Blicke auf mich.

Ich hatte das erwartet, und so blieb ich ruhig.

Ich erklärte, daß ich das Bild nicht kennte, und zuletzt sagte ich gerade zu, daß dieses Kind das rechte nicht sey, das meine Freundinn suchte.

Und dennoch, dennoch flog mein Herz in einer unendlichen Bewegung.

Der Prediger sagte mir gerade aus, daß ich keine geborne Italiänerinn wäre. Ich gestand es, daß ich diese Rolle gespielt hätte, weil ich nicht wüßte, ob ich meiner Freundinn vorgreifen dürfte.

Aber dieser Mann — ich nenne ihn mit Stolz den Freund meines Sohnes — ergriff mein Herz gewaltsam. Ich hätte ihm fast gestanden, daß ich die Mutter sey; und wenn ich mich recht erinnere, was ich ihm beym Abschiede antwortete, so habe ich es ihm gestanden.

Aber sie kennen mich nicht; sie wissen meinen Nahmen nicht.

Er ist hier Prediger, und recht gut siebenzig Meilen von meinem Vaterlande entfernt.

Ich bin sicher, er wird mich nicht verrathen können. Ich war da unter dem Nahmen Sartili. Wie kam ich zu diesem Nahmen einer Frau, die lebt, und in unserer Nähe lebt? — Mir fiel kein Anderer ein.

Die junge Frau erzählte mir von meines Sohnes Kindheit, von seinen Spielen mit ihr, von seiner nachherigen Erziehung in Birkfelde, von seiner schönen, einfachen, edlen Seele.

Ach, das alles ergriff mich so innig! Oft schwebte das Wort: ich bin seine Mutter! auf meinen Lippen. Ach, ich hätte mit Wollust seinen Spielplatz besuchen mögen!

Mit tiefer Rührung nahm ich von diesen Menschen Abschied.

Ich konnte es meinem Herzen nicht abschlagen. Mein Taubert mußte mich in einer stillen Nacht an den Strand führen. Zwey Schiffer aus dem Städtchen, wo ich wohne, hielten mit einem Boote am Ufer. Sie setzten mich über auf die Watte, wo man meinen Sohn gefunden hatte.

Hier sank ich nieder in den Sand, und bethete um das Glück meines Sohnes. Der Himmel war bewölkt, da ich niederkniete, und da ich mein Auge wieder erhob, leuchtete der Himmel

über mir hell, die Wolken lagen tief auf dem Meere.

Der Mond und die Sterne glänzten mir freundlich entgegen.

Ich dankte Gott für dieses Zeichen seiner Huld; und nun dachte ich, wenn die Wolken ganz unter den Horizont sänken, so sollte mir es ein Zeichen seyn, daß alles glücklich enden würde.

Heller und schimmernder wurde die Nacht. Ich konnte in weiter Ferne die Flammen auf dem Wartthürm hell sehen. Der dunkle Wolkensaum sank immer dunkler und tiefer auf das Meer nieder.

Mein Taubert kam mehrere Mahle mich zu erinnern, daß es Zeit wäre, zu gehen.

„Nur noch ein paar Minuten, guter Taubert!" bath ich.

Die Wolken verschwanden, und die leuchtende Morgenröthe lagerte sich aufs Meer und an den Himmel. Ich dankte mit fröhlichem Herzen Gott, und ging.

So weit bin ich, liebe Agnes! Auf acht Tage fliege ich zu meiner Tante in Jütland, dann komme ich zu dir, um an deinem Herzen mich Raths zu erhohlen, was ich am besten thun kann. So leb denn wohl, Agnes! Ich bin eine glückliche Mutter, aber langsam sanken die dunkeln Wolken, und spät erst glänzte die Morgenröthe. O, sprich, denn ich ängstige mich darüber, bedeutet nicht

die Morgenröthe auch das Grab? Ich bin ein Kind; denn es ängstet mich sehr! sehr! Leb wohl! Bald bin ich bey dir, meine Agnes!

1.

Nach drey Tagen, da Ferdinand das Haus des Barons Bardestein verlassen hatte, um in Dresden Bürgern zu sehen, sagte Isabelle, ihre Arme um ihrer Schwester Hals schlagend: „und käme er nicht wieder, Olympie: so müßte ich verschmachten, aufs neue verschmachten, Ach du weißt nicht warum!“

Olympie sah sie nur an.

„Weil ich dich liebe, Olympie! Denn ich sehe ja, wie du seitdem seufzest, daß er fort ist. Oft hohle ich Nachts das Licht, und leuchte in dein Gesicht, wenn ich dich seufzen höre, und reden, und deine Lippen bewegen sich sanft im süßen Schlaf, und im Traum von ihm; ach, dann rede ich oft deine Lippen an, Olympie, und sage: schöne Lippen, nennt seinen Nahmen!“

„Isabelle, was sagst du?“

„Ach, die heimliche Wahrheit, die keine Drohung, keine Marter aus meinem Munde hervorquälen soll, liebe Schwester!“

„Denn mehr Mahl, wenn ich hinüberhorche in dein Bett, auf deine Seufzer, auf die leisen Worte, die du im Schlaf redest, hörte ich dich schon drey Mahl" — sie sprang in die Höh' und klatschte in die Hände — „den Nahmen: ach Braune!"

„Isabelle, o hör auf!"

„Und nahm ich das Licht, und schlich mich zu dir, so fand ich ja deinen lächelnden Mund und deine klopfende Brust voll Glück. Habe ich dich denn nicht geweckt, Olympie, wenn ich aus deinen verschlossenen Augen Thränen hervorbrechen sah? Sagtest du nicht selbst, Olympie, ein böser Traum! und küßtest mich, daß ich dich erweckt hatte?"

Da legte Olympie die Hand an die Stirn, und sagte klagend: „Isabelle liebt mich nicht mehr!" Und Isabelle versicherte, sie wollte nie wieder seinen Nahmen nennen.

Das kräftige, starke Mädchen hielt Wort, so sehr ihr Herz auch klopfte, und Olympie warf nach acht Tagen ein Wort ganz von weiten hin, das ihre Schwester auf ihren Retter leiten sollte.

Isabelle sah ihre Schwester an, und mit großmüthiger Liebe der Schwester jede Beschämung ersparend, that sie, als vergäße sie ihr Versprechen, und nannte Braunen, und verrieth der geliebten Schwester ins Ohr, wie Braune Olympiens Kopf nur gemahlt für sich; wie

er es sogar ihr, Isabellen, habe verschweigen wollen, wie Niemand ihn gesehen, als allein sie, und wie er zuletzt eine Sternenkrone dem schönen Kopf um das Haupt geflochten.

Olympie hörte die kleine Plauderinn lächelnd an, um sie nicht wieder ganz zu verlieren. Und sie fuhr fort, mit klaren lachenden Augen, die sie aber gar nicht auf Olympien richtete, weil sie wohl wußte, daß Olympie ihr dann bald die Hand auf die Lippen legen würde, sondern gegen die Decke, und die Hände legte die Kleine kreuzweis über ihre Brust, als sey sie fromm, und erzählte dann, was Braune von Olympien auf seinen Spaziergängen mit ihr, nicht erzählt, sondern sich hätte von ihr erzählen lassen, über Schwester Olympien, über ihr Thun und Lassen, über jede Kleinigkeit, „und dann,“ fuhr sie fort — „schlug er die gerührten Augen bald in die Wolken, bald zu Boden, als suchte er dich im Himmel und auf der Erde, bald in die weite Ferne, und Seufzer begleiteten seine Blicke; bald faltete er die Hände, bald ballte er sie, dann“ — hier sah Isabelle, daß ihre Schwester die Hand schon hob, um sie ihr auf die Lippen zu legen. Sie sagte also geschwind noch — „dann bath er mich, aufzuhören; aber ich wußte ja doch, daß er es gern sah, wenn ich wieder von dir anfing.“

Sie fiel der Schwester um den Hals, und dann tanzte er fröhlich im Zimmer umher.

Wie konnte der armen Olympie Herz zu Ruhe kommen? Es war nicht möglich.

Es war nicht Muthwillen von Isabellen, es war ihr volles Herz, das nicht leiden wollte, wenn Braune verleugnet wurde; es war eine unendliche Liebe in des Kindes Brust gegen Braune und Olympie, die sie dahin brachte, an Olympiens Geburtstage einen schön gezeichneten und ähnlichen Kopf Braunens, den sie ihm abgetrotzt hatte, mitten in der Nacht an den Bettvorhang Olympiens zu befestigen, damit er sie, wenn sie die Augen aufschlüge, zuerst begrüßen sollte.

Die arme Olympie erblickte den Kopf, erröthete, und hüllte sich schamhaft in ihr Bett.

Zum ersten Mahl machte sie Isabellen Vorwürfe; da aber Isabelle so traurig sagte: „ach, ich wußte gar nichts Besseres, Olympie, an deinem Geburtstage, als dir mein Allerliebstes zu geben, was ich hatte, den Retter deiner Schwester!“ so drückte Olympie die Schwester an das tief bewegte Herz, und sagte: „verzeihe meine Hitze, die so oft dich verkennt, Isabelle!“

„Deine Hitze?“ fragte Isabelle, ganz erstaunt. Olympie nahm den Kopf, betrachtete ihn; und um die Kleine zu versöhnen, hing sie ihn den Tag lang, mit Blumen umkränzt, auf ihr Zimmer.

Isabelle war sehr glücklich; aber wenn sie ihre Schwester ansah, so erröthete die, und Isabelle errieth, daß Olympie den Kopf ihrentwillen mit Blumen bekränzt hatte.

So war der Herbst hingegangen, und mit jeder Woche mehr ertrug es Olympie geduldiger, daß Isabelle von ihm redete.

Isabelle redete allein, und Olympie, auf ihre Arbeit gebückt, antwortete nur mit Erröthen, mit Seufzern und Bewegungen.

Nach und nach aber sagte sie ein Wort dazu, wenn Isabelle sein Lob übertrieb.

Die Kleine — der Himmel mag wissen, ob sie einen Plan hatte, oder nicht; aber sie sah doch gar zu muthwillig dabey aus, übertrieb nun oft, und Olympie gewöhnte sich daran, mit ihrer Schwester von Braune zu reden, und von ihm reden zu hören; und hätte Amor Isabellens Gestalt angenommen: er hätte nie besser für Braunen reden können als Isabelle selbst.

Die Kleine hatte recht wohl einen Plan, und zwar den, in Olympiens Herzen die Liebe gegen ihren Retter lebendig zu erhalten. Daß Ferdinand ihre Schwester liebte, hatte sie errathen; denn das Kind kannte die Liebe aus des Vaters Unterricht sehr gut, der sich viel damit wußte, seine Töchter über diese gefährliche Leidenschaft selbst zu belehren. Hätte aber Isabel-

le diesen Unterricht nicht gehabt: ihr voreilendes Herz hätte ihr dennoch Ferdinands und ihrer Schwester Liebe verrathen. Sie selbst liebte Ferdinanden, ihren Retter, mit der ganzen Kraft ihrer heißen, muthigen, dankbaren Seele, und ihre Schwester liebte sie unter allen Menschen am meisten.

Daß der Mann, der ihr Leben gerettet hatte, er mochte seyn, wer er wollte, in ihrem Hause bleiben mußte, schien ihr höchst natürlich, und sie durfte nur ein Mahl, nur ein Mahl gewahr werden, mit welchem Blicke Ferdinand Olympien betrachtete, gewahr werden, mit welchem Blick Olympie ihn: so bildete ihr Herz, das nach einem Mittel suchte, ihrem Retter ihren Dank zu zeigen, den Wunsch, ihre geliebte Schwester als die Frau ihres Retters zu sehen.

Das war ein kindischer Gedanke, der aber sehr bald recht fest wurzelte, da sie Olympien beobachtete, und sehr wohl sah; da sie Ferdinanden beobachtete, und auch sah.

Daß man dem Retter einer Tochter die Hand der andern Tochter abschlagen könnte, fiel ihr nicht im Traume ein.

Sie meinte, Ferdinand dürfte nur sagen, daß er Olympien liebe, und mit Freuden würden die Ältern einwilligen.

Was ihr über alles die Gewißheit gab, war,

ihre Mutter erkundigte sich bey Isabellen ganz leise, was denn Braune auf den Spaziergängen mit Olympien redete.

Isabelle erzählte ein wenig, viel verschwieg sie.

Die Mutter fragte weiter; denn die Mutter hatte noch besser gesehen, als Isabelle — und sie fragte mit einer Unruhe, mit einem Eifer, mit einer Neugierde, die Isabelle an der weisen, ruhigen Mutter nicht gewohnt war, nach Dingen, die Kleinigkeiten waren, ob Olympie viel nach Herrn Braune fragte, was er machte; ob Herr Braune viel von Olympien mit ihr redete; und da Isabelle räthselhaft antwortete, ging die Mutter näher heraus, und Isabelle erzählte ihrer Mutter alles, und verrieth gar nichts.

Aber bey dieser Gelegenheit sah sie mit Schrecken, welchen viel höhern Werth ihre Ältern auf den Adel legten, als auf ihre Rettung durch Braune.

Olympie liebt ihn, er liebt Olympien Er ist mein Retter! Ich muß ihm helfen! das war Isabellens klarer Plan, den sie aber mit jedem Tage in dem denkenden Köpfchen, und in ihrer warmen, vollen, liebenden Brust heller ausarbeitete.

Sie wollte vorerst von Olympien das Geständniß ihrer Liebe, und in der That, sie arbei-

tete sich auf dem schnurgeraden Wege an das Herz ihrer Schwester hin.

Sie hatte ihr alle Tage noch etwas von Ferdinanden zu erzählen, was er gesagt, was er gedacht, was er gethan hatte. Isabelle war immer um ihn gewesen.

Die wilde Hummel, die sonst mit ihrem Reh im Garten und Felde umherschwärmte, drängte sich jetzt mit einem warmen Herzen, mit einer gewaltsamen Leidenschaft an das Herz ihrer Schwester, und Olympie sah ja wohl, daß das Geheimniß, was sie so jungfräulich in den dunkeln Tiefen ihrer Seele unberührt bewahrte, ihrer Schwester nicht entgangen war. Aber Olympie sah zugleich die Unmöglichkeit des Gelingens, und so stellte sie dem Entschluß Isabellens, ihr das gefährliche Geheimniß zu entreißen, den festen Entschluß entgegen, es sich nicht entreißen zu lassen.

Und so näherte sich die Zeit, da sie in die Residenz abreisen sollten.

Isabelle hörte den Vater den Tag der Abreise bestimmen, und sie stürzte in Olympiens Zimmer, und rief: „wir sehen ihn wieder, Olympie!«

Sie hing an ihrem Halse, und rief: wir sehen ihn wieder! Olympie, freue dich. O ich liebe dich, freue dich! O sage mir doch, daß du glücklich bist, wie ich glücklich bin! Wie ichs sage,

dem Vater, der Mutter! allen Menschen! daß ich ihn wieder sehe. Sag, bist du glücklich?“

„O Himmel, liebe Isabelle, wie heftig du auch bist! Es ist mir lieb! es ist mir angenehm!“

„O,“ rief Isabelle mit zornigen Augen, und feindlich zurücktretend — „ist das sein Lohn, daß er dich so sehr liebte? Hätte er mein Reh gerettet, ich würde ihm anders danken. Lieb? angenehm? O Schwester, Schwester! ich fürchte, du verachtest ihn auch wie die andern, weil — ja ich muß es vom Herzen losseyn — weil er nicht von Adel ist. Nein, es ist dir nicht einmahl lieb, daß er wieder kommt! „Sie brach in heiße Thränen aus.

Dagegen halte ein Herz aus!

Olympie wollte die beleidigte Schwester beruhigen; aber Isabelle wurde nicht eher wieder gut, als bis Olympie ihr nachsagen wollte, daß die Reise in die Stadt sie glücklich machte.

Olympie sah sie einen Augenblick an; dann rief sie mit Thränen: „Ja, Isabelle, ja, es macht mich glücklich, ach glücklicher, als gut ist, Isabelle!“

Auch das sollte sie nicht sagen.

„Ach Isabelle,“ rief Olympie — „hätte ich doch deinen kindischen Muth!“

„Muth, Olympie! Höre,“ sagte sie dann

weinend: „Hättet Ihr meine Liebe, Ihr hättet auch meinen Muth! kindisch ist er nicht.“

Sie verließ das Zimmer. Da sagte Olympie, beyde Hände auf ihr Herz legend: „O deine Liebe habe ich; ach! hätte ich deinen Muth, zu sagen, wie glücklich ich bin! O ich sehe ihn wieder!“

Isabelle brachte mit ihrer Freude, ihren Retter wieder zu sehen, das ganze Haus in Aufruhr.

„Und freut sich Olymiye auch?“ fragte die Mutter.

Isabelle antwortete: „Niemand liebt ihn, als ich; Niemand freut sich, ihn wieder zu sehen, als ich.“ Die Mutter lächelte, und sie fuhren in ihre Residenz.

Isabelle war nun dreyzehn Jahre alt geworden. Unterwegs hatte der Vater Olympien so viel Regeln ihres Verhaltens gegeben gegen den jungen Raphael — so nannte er Braunen — wenn er wieder käme. Olympie schwieg; aber Isabelle sagte lachend: „Da sagte ich lieber Olympien gleich: „Du hast weder ein Auge, noch ein Ohr, noch eine Zunge für den jungen Raphael.“ “

Der Vater stockte ein wenig. Aber dann hob er aufs Neue an: „Und auch du, liebes fröhliches Kind, und auch du —“

Isabelle ließ ihn nicht ausreden. „Vater,“

rief sie — „wenn ich ihn sehe, so muß ich auch mit ihm reden, muß ihm zulächeln, muß ihm die schönsten Nahmen geben, die ich auffinden kann. Ich muß die Hand drücken, welche ihre sterbende Isabelle ins Leben rief, die meine wunden Füße wusch, die mich trug, da ich nicht gehen konnte.“

„Das sollst du, du wildes Ding, nur bist du jetzt im vierzehnten Jahre, und scheinst funfzehn.“

„Ist Dankbarkeit nur eine Kindertugend, lieber Vater?“

„Nein, du sollst dankbar seyn; nur im Beyseyn anderer Menschen.“

„Ich will Jedem dabey sagen:“ „Er ist meines Lebens Retter.“ “

„Versteh mich, Isabelle; nur das Übermaaß.“

Ach, lieber Vater, ich fühle ja, ich werde mein Leben, mein ganzes Leben hindurch nicht dankbar genug seyn können.“

Die Mutter gab Isabellen einen ernsten Wink, und sie schwieg.

Sie schwieg wohl; aber sie war dreyzehn Jahre alt, und das war das ganze Unglück. Sie fühlte nichts als ihre Liebe zu dem Retter ihres Lebens, und über alles andere, was ihr im funfzehnten Jahre unschicklich erschienen wäre, sah sie weg.

Sie fühlte in ihrem Innern einen heftigen Widerwillen gegen die Falschheit, gegen die be-

trügende Nichtachtung, womit ihr Vater Ferdinanden behandelte.

Er nahm den Retter seiner Tochter in sein Haus, um sich mit dem Gefühle der erfüllten Dankbarkeit wohl zu thun, um eine Bitte des Fürsten zu erfüllen, um seine Töchter von ihm im Zeichnen und Italienischen unterrichten zu lassen. Er suchte von seinem Wohlthäter Vortheil zu ziehen, und verachtete ihn.

Das Gerechtigkeitsgefühl ist an dem Kinde am schärfsten, weil es noch keine Ausnahm macht.

Das Mädchen war auf der Reise stumm und übellaunig, und da sie mit Olympien auf ihrem Zimmer allein war, da warf sie sich mit den heftigen Thränen des Zorns in Olympiens Arme, und sagte: „O verachtet ihn alle! alle! alle! auch du, Olympie! Ich werde ihn ewig lieben. Aber," fuhr sie heftig fort — „er soll seinen Fuß nicht über die Schwelle setzen. Ich will ihm sagen: Gehen Sie, o gehen Sie, Braune! Alle verachten Sie hier im Hause, nur ich nicht! Ich allein nicht! das werde ich ihm sagen, ehe er noch über unsre Schwelle tritt."

Olimpie ging indeß umher, um ein wenig Ordnung im Zimmer zu machen; aber so, daß sie Isabellen nie das Gesicht zuwendete. Aber auf ein Mahl wendete sie sich heftiger als gewöhnlich zu Isabellen, und sagte mit Thränen:

„Ja, sage es ihm, Isabelle, sage es ihm! Es ist für uns Alle besser! Sage es ihm! Mein Herz ist ohnehin zerrissen! Sag es!“

Isabellens Thränen stockten. Sie sah ihre Schwester erschrocken an, und da Olympia erblaßte, und immer mehr erblaßte, da warf sich das heftige Mädchen auf die Knie vor ihre Schwester, umfaßte sie, drückte das Gesicht in ihr Gewand, und bath leise, aber heftig schluchzend: „O so sag mir, sag mir, Olympia, was dein Herz zerreißt? O sag mir's doch, daß du ihn liebst; denn dich liebt er ja! Sag mir's doch, o liebste Olympia! Du weißt ja, wie ich schweigen kann! Aber ich muß ja sterben, wenn ich nicht weiß, was dich quält, du Fromme, du Gute, du Liebe!“

Die Scene war so gewaltsam, der Schmerz Isabellens so leidenschaftlich, und Olympiens Herz so unendlich bewegt, daß sie, einen Augenblick sich vergessend, Isabellen empor zog, und mit leisen rührenden Tönen sagte: „Ja! ich liebe ihn! Ja, Isabelle. Ich —“ sie legte die Hand über die weinenden Augen. Sie fühlte mit Schmerz, Reue und Scham, was sie gemacht hatte.

Isabelle stand in der Ferne, noch die beyden Arme in eben der Stellung, als ob sie ihre Schwester noch umschlungen hätte, und sah, ohne ein Wort zu sagen, ihre Schwester an. Sie meinte mit jedem Augenblick, Olympie sollte

fortfahren, sich zu erklären. Denn sie begriff doch wohl, daß „ich liebe ihn!“ noch etwas hinter sich hatte.

Da aber Olympie sich stumm abwendete, ging sie hinaus, mit dem erstarrten Gesichte und den umschlingenden Armen, und dachte, und sann, und in ihr Gesicht kehrte das Leben, ein sanftes Lächeln, dann die Freude, dann der höchste Triumph. Sie sprang empor, und klatschte die Hände zusammen.

Olympie liebte ihn, er Olympien. Die Schwierigkeiten? das war ihr lächerlich. Was hätte sie nicht für Braunen gekonnt, gethan? Sie sah frey und trotzig um sich her, als wollte sie noch mehr Hindernisse heraus fordern, die zu überwinden waren.

Sie war dreyzehn Jahre alt; das hatte die Schwester bey ihrem Geständnisse nicht bedacht. Es zurücknehmen, ging nicht. Nicht ein Wort weiter reden, noch weniger; denn Isabellens wechselnde Empfindungen der Heftigkeit, des Zorns, der Weichheit, der Begeisterung rissen Olympien zuletzt doch weg. Es war nicht anders.

2.

Sorgenvoll nahm Ferdinand den Weg nach der Hauptstadt. Kein Mensch auf der Erde wuß-

te etwas von seiner Liebe als Bürger, und der schrieb ihm kurz vor seiner Abreise von Sonnenbergen. „Schüttle deine Liebe ab im festen Glauben an deine Stärke wie schmähliche Fesseln! Sieh der Gefahr muthig ins Gesicht, wie sonst, Ferdinand, und deine Waffen sind gefeyert. Es schmerzt. Es soll schmerzen, lieber Ferdinand! Was ist denn der Schmerz, wenn du dich losgerissen, anders, als die Fußschelle, die du aus dem Gefängniß mitnimmst, und die der Freund dir abfeilt? Komm zu mir! Treibe dich nicht unter dem Volk umher, dessen Ahnen unsere Vorältern wie ihr Wild, wie ihre Hirsche hetzten, die uns durch Hunger und Wachen zahm machten, damit wir, wie ihre Falken, für sie raubten, die gern das Brandmahl der Knechtschaft auf unsre Stirn unauslöschlich drückten, damit sie allein das Ebenbild Gottes trügen. Sage nicht, Ferdinand, wie in deinem letzten Briefe: „Es ist nicht mehr so!"

„Es ist noch so! es ist so, weil es so seyn muß, weil es nicht anders seyn kann! Sie leiden uns, weil sie höflicher geworden sind, weil wir ihnen Trotz gegen Trotz setzten, Arm gegen Arm, Waffe gegen Waffe, nicht weil sie anders denken. Der Mensch ist so; nicht der Adel. In jedem Menschen, auch in uns, wohnt der Herr, der Herrscher, der ringsum nur Sclaven sehen möchte. Dieses Herren-Gefühl im Menschen, keinen ausgenommen, prägte Gott in den Menschen, damit er

der Bewahrer der menschlichen Freyheit, des Ebenbildes Gottes in uns ewig seyn sollte. Wir hassen die Knechtschaft, weil wir Knechte sind; sie nicht, weil sie Herren sind, und das alles, weil wir Menschen sind.

„Sie denken jetzt besser," sagst du!

Wer läugnet das? Ist nicht Sonnenberg dein Freund, und meiner? Arbeitet nicht der allmächtige Zeitgeist an ihnen wie an uns? Aber das ist das Gräßliche an dem Menschen, nicht an ihnen, und das Nothwendige, daß Jeder besser seyn will, als der Andere. Lies Roms Geschichte, war es anders? War nicht der Spartaner der Adel, der Lazedämonier der Unterthan, der Helot der Leibeigene? Es muß so seyn, weil es so seyn muß, um uns zu bewahren, je zu schlummern. Gib ihnen Gelegenheit, Zeit, Macht, und sie ziehen die Gränze des Heiligen, des Göttlichen um ihren Stand, wie der Bramin in Indien. Das ist es, was ewig den Krieg zwischen ihnen und dem Bürger erhalten muß, weil sie sich vermessen, mehr zu seyn als Mensch; und sind wir nicht Menschen wie sie, was sind wir denn? Heloten! denen man die Freyheit biethet, aber nicht den Adel, um für den Adel zu sterben.

Alles, was sie dagegen sagen, sind höfliche Worte, geschliffene Sitten, ein Vertrag mit dem jetzigen Augenblick. Der Geist ist der alte, und bleibt ewig der alte, der nothwendige Geist, der

ehemahls wohlthätig die Erde bevölkerte und bebaute, und verschönerte, das Gerüst des Lebens, das fallen muß, wenn nun das Leben erbaut dasteht.

Es muß eine Zukunft geben, wo der Nahme Mensch der höchste Nahme auf Erden ist. Scheide unter ihnen aus, Ferdinand: denn sie dürfen den Menschen nicht achten, wenn auch den Künstler, wenn auch den muthigen Mann!"

Das schrieb er, das schrieb Bürger; und Ferdinand wurde immer noch unruhiger.

Aber er hatte versprochen, zu kommen; und so machte er, was der Muth und die Schwäche des Herzens immer macht. Er schloß einen Waffenstillstand mit dem Feinde, dem er trotzig entgegen treten sollte.

„Ich gehe," sagte er — „um auf immer zu scheiden."

„Auf immer!" klang es in seinem Herzen seufzend nach.

Mächtig raffte er sich nun empor, und stellte der Gefahr, die ihm drohte, eine lachende Stirn, einen freyen Muth entgegen.

Manchmahl dachte er dennoch: „Es ist jetzt anders! Es ist nicht so, als Bürger sagt." Aber las er wieder Bürgers Brief, und die Nachschrift seines Briefes mit großen Buchstaben: „Habe ich Unrecht, Ferdinand, so finde mir eine adliche Familie, der es gleichgültig ist, ob

ihre Tochter oder ihr Sohn in eine Bürgerfamilie tritt, und findest du die nicht: welchen andern Grund haben sie denn, als den Römischen: quam aliam vim connubia promiscua habere, nisi ut ferarum prope ritu vulgentur concubitus plebis patrumque?"

„Gut denn," rief er — „ich komme und gehe! Er hat Recht!"

Er kam in der Residenz an, trat in einem Gasthofe ab, und ging zu dem Baron.

Der, den der Fürst gestern noch gefragt hatte: „Wo haben sie denn Ihren Künstler? Ich bitte sie, Baron, halten sie ihn ja in Ehren, damit er bleibt;" der Baron also empfing Ferdinanden mit des innigsten Vertrauens offner Freude; und ehe sich Braune es versah, waren seine Sachen aus dem Gasthofe in des Barons Hause. Der Baron, in der Freude, ihn wieder zu haben, und im Stolz über seine eigene Herablassung, überschritt, wie gewöhnlich der Mensch in Freude und Triumph, die Gränze.

Er führte Ferdinanden leise zu dem Zimmer seiner Töchter, öffnete es, rief hinein: „Hier habt Ihr ihn wieder!" bückte sich gegen Braune vertraulich, und ging.

Neben der aufspringenden Isabelle fielen Tisch und Stuhl, und sie hing an seinem Halse, mit Thränen, mit Jauchzen und allen stürmenden Wirbelwinden der entgegen gesetzten Empfin-

dungen. Sie wollte ihm mit einem Athenzuge alles sagen, was seitdem gedacht, geschehen, verändert war. Sie sagte nur athemlos das Wort: „Olympie!“ und nun hielt sie mit einer Hand seinen Hals umschlungen, mit der andern ergriff sie heftig Olympien, die sich langsam näherte, riß sie heran, und sagte wieder athemlos: „Da! da hast du ihn wieder!“

Diese, alles aus dem Wege reißende, Leidenschaft des Mädchens riß jedesmahl Olympien, sie mochte machen, was sie wollte, mit sich fort. Sie reichte Braunen die Hand und empfing ihn mit einem Blicke, der zu schön war für den bloßen Empfang des Freundes.

Isabelle stand darneben, sah mit dem hellsten, theilnehmendsten Lächeln ihn an, dann Olympien; dann umfaßten ihre beyden Arme auf ein Mahl Olympiens Hals und Ferdinands, und sie rief mit der Freude jauchzender Stimme: „Siehst du, Olympie, daß ich ihn kenne; siehst du, daß er wieder hier ist? O Braune, o Ferdinand! Nicht wahr, sie dachten an uns, an Olympien, an mich? Sie konnten den Winter nicht abwarten, wie wir. Sie hofften auf den ersten Schnee, wie sonst auf die erste Schwalbe, auf das Geschrey des Schneevogels, wie sonst auf die Nachtigall? O nicht wahr?“

Geschwind fiel Olympie, welche Isabel-

lens Freude fürchtete, ein, und mit einer Freude, die sie ihrer Schwester nachmachte: „O wie wird meine Mutter sich freuen! Kommen Sie!“

Sie brachten ihn zu der Mutter, und Ferdinand sagte in sich: „Nein, Bürger hat Unrecht, es ist jetzt anders!“

Aber er blieb gegen Olympien fremd, in ehrerbiethiger Ferne.

Eben diesen Abend war die erste große Gesellschaft bey dem Baron. Der Künstler trat an Isabellens Seite in den Saal.

„Mein Freund, Herr Braune,“ präsentirte ihn der Baron den wenigen Anwesenden mit freundlicher, warmer Großmuth. „Ich habe dem Fürsten schon geschrieben, daß sie hier sind,“ setzte er hinzu. Er erzählte des Fürsten Achtung für den Künstler; von seiner Tochter Rettung nicht ein Wort.

Da trat durch die geöffnete Flügelthür ein Schwarm Damen, eine nach der andern. Isabelle stand mit finsterm Blick neben Braune, und sagte, ihn lächelnd ansehend: „Sagen sie mir, welche Ihnen gefällt; mir nicht eine!“ Hinter ihnen folgte der Baroninn Bruder, Oberst eines Regiments, und Isabelle hing an seinem Halse mit lautem Freudengeschrey, und der Oberst warf Hut und Stock hin, um seine Belle in die Höhe zu heben und sie zu küssen.

Und sie focht mit ihm und erzählte und küß-

te seine Hände, und sah die Officiere nicht, die den Obersten begrüßen wollten, und nahm die atlaßne lange Schleppe hoch auf den Arm, und lief dem Obersten vor zu Braune, und wieder zurück zum Obersten, ihn zu treiben, weil er so langsam schritt, und der Oberst, ein alter Apostelkopf, besah sich Braunen mit frohen Blicken, und schlug den Takt seines Regimentsmarsches zu seiner Freude mit der aufgehobenen Hand, die er um Braunen schlug, um ihn an das Herz zu drücken! „Worte, mein lieber Sohn, habe ich nicht!" rief er leise; aber der ganze Saal konnte es hören, so durchdringend war sein Baß — „denn ich bin Soldat; aber Thaten habe ich, und ein Herz! Und dieses Mädchen da," fuhr er fort, auf Braunens Hand, die er hielt, mit den Fingern der andern Hand trommelnd — „liebe ich wie meine Ehre, weil sie so muthig ist, und ehrlicher als hier alle," setzte er flisternd hinzu. „Und die hast du mir gerettet, lieber Junge!" Er endigte mit einem tüchtigen Schlage auf Braunens Schulter! und dann gab er seinen Officieren Gehör.

Da trat herein — „ach!" seufzte Isabelle, und wendete den Blick auf Braunen — „der ist mein Bruder! —" Er trat herein, in der glänzenden Gardehusaren-Uniform, Olympien ähnelnd, aber ohne Charakter; neben der Uniform, so nannte Isabelle ihren Bruder,

ging ein Milch- und Schaumgesicht — „ein Herr von Boisen!“ sagte Isabelle, und Ferdinanden überlief ein Schauer.

„Ist er Ihres Bruders Freund?“ fragte er schnell.

„Freund?“ sagte sie heftig — „Könnte mein Bruder einen Freund haben: o was gäben wir darum!“

Da kam durch die offene Thür ein lautes Gelächter, und das Gelächter gehörte dem Präsidenten, Alexander von Boisen, dem Bruder von Eberhardinens Vater. Eine große Glatze, das blonde Gesicht, mit rothen Flecken hin und wieder getiegert, zwey schmale rothe Streifen statt der Lippen, erloschene Augen, die aber dennoch von Zeit zu Zeit auf eine schöne Gestalt, oder auf einen schönen Rücken durch zwey Gläser hinblitzten; eine hohe Gestalt, auf deren Skelet die Kleider nur schlotterten, ruhte auf zwey steif gewordenen Knien und Füßen, welche die Gicht oder etwas noch Schlimmeres ein wenig unbrauchbar gemacht hatten. Er setzte sich sogleich an dem Eingange auf einen Stuhl, und suchte mit seinem Glase die Bekannten im Saal. Die Hände bewegten sich, als ob er Karten mischte. Er wußte selbst nicht, war es Gicht, oder Gewohnheit vom Kartenspiel.

Hinter ihm kam die Präsidentinn, seine Gemahlinn, die hochgeborne Gräfinn Sonders,

breit, aufgeblasen, sich spreitzend und rauschend wie ein Pfau. Sie hatte die Schönheit ihrer Jugend durch weiße Schminke und Edelgesteine noch ein Mahl aufgelegt. Roth gebrauchte sie nicht. Ihre Wangen waren mit dem hohen Purpur fast der Betonien gefärbt. Sie war rund, und das sowohl, als ihr Hochmuth, machten jede ihrer Bewegungen langsam.

„Alles Erhabene bewegt sich langsam," sagte sie. Ihr Mann, dem von dem Witze seiner Jugend nur das Gelächter geblieben war, womit er den Witz sonst begleitete, lachte überlaut, wenn sie so sagte. Aber er lachte zu allem.

Ferdinand erstarrte, da ihm Isabelle den Präsidenten nannte und seine Gemahlinn. Er zitterte vor diesen Gestalten, die ehedem so nahe mit denen, die er liebte, verknüpft gewesen waren. Er wußte nicht, daß sie noch viel näher mit ihm verbunden waren.

Der Baron präsentirte seinem Sohn den jungen Mahler. Der Husar bückte sich leicht. Der Vater fand für gut, dem Sohne das Verhältniß des edlen Künstlers mit dem Fürsten auseinander zu setzen. Der Husar bückte sich nicht anders. Der Vater sagte sogar, daß er seine Schwester gerettet hätte. Die Uniform bückte sich wieder, und eben wie vorhin; nach fünf Minuten saß er zwischen der Präsidentinn und zwey Hofdamen zum Spiel, wie die meisten.

Olympie saß neben einem alten Fräulein, das zur Familie mit gehörte, zu arm war, um zu Hause sich sehen zu lassen; aber doch noch reich genug, eine Kleidung für eine Assemblee im Stande zu erhalten. Sie hatte keine Freude des Lebens übrig behalten, als auch in eine Gesellschaft zu fahren, wo sie verspottet wurde.

Wo Olympie war, fand sie Schutz an dem Mädchen, sie gab jedem, der sich näherte, einen so freundlich bittenden Blick, daß Niemand das Herz hatte, zu spotten, und sie ließ sich geduldig von der Alten, die auch ein Mahl ihre Zeit gehabt hatte, ihre Zeit erzählen.

Isabelle lachte über das Fräulein nicht; aber sie verachtete sie. „Warum bleibt sie nicht weg?"

„Sie kann nicht, Isabelle! Sie kann nicht," sagte Olympie seufzend.

Braune redete mit einem Manne, der nicht spielte, über Italien. Der Oberst, der das Spiel nicht begreifen konnte, und der allemahl nach einer halben Stunde aufhörte, und wieder anfing, ging ab und zu von Olympien zu Isabellen, dann zu Braune, dann zu ein paar jungen, feinen Mädchen, die auch nicht spielten. Isabelle war in ewiger heftiger Bewegung mit allem, und gegen alles.

Ihre Schleppe band sie an ihren Gürtel, die Mutter mochte winken, so viel sie wollte, und so

aufgeschürzt flog sie durch den Saal, hockte sich hierhin bey ein paar Mädchen, von denen sie eins liebte, küßte Hand, Mund und Kleid, plauderte mit Engelsfreundlichkeit erst leise, dann lauter als des Präsidenten Gelächter, trug Erfrischungen umher, aber nur Leuten, die sie auch liebte, suchte das schönste Obst für Ferdinanden und Olympien aus, war überall, und doch immer wieder bey Braune.

Das Schaumgesicht hatte Olympien eine Karte gebothen. Olympie schlug sie aus. Er spielte; aber doch saß er so, daß er Olympien im Auge hatte, und Isabelle, die ihre Augen überall hatte, und wohl wußte, was geschehen sollte, zog ein paar junge Mädchen zwischen Olympien und das Schaumgesicht.

Es war ein Hin- und Hertreiben zwischen des Barons und Boisens Familie. Der Präsident hinkte zu Olympien, küßte ihre Hand, lachte überlaut, ehe sie den Mund öffnete. Olympie war recht höflich. Da aber der Sohn des Vaters Stelle ersetzte, spann sie das Gespräch über die gute alte Zeit mit dem Fräulein fort, und gab nichts auf Boisens beste Einfälle. Das war ihre einzige Wehr gegen ihn. Isabelle hatte andere Waffen.

Der Baron aber entführte das Fräulein, und Olympie mußte sich gegen Boisen wenden. Da flog Isabelle ihr zu Hülfe. Sie brach-

te ihm zehn Teller mit Speisen, preis ihm jede mit einer langen Rede, hatte hundert Fragen, fiel ein zwischen Frage und Antwort, mit ganz fremden Ideen.

Die Uniform kam dem Freunde zu Hülfe; der Oberst Isabellen, deren Stimme er hörte. Die Uniform floh da, wo der Oberst erschien, und Isabelle vertraute dem Obersten nickend drey Worte, die der Oberst nickend und den Takt schlagend anhörte; da war der Oberst Olympiens Ehrenwache, und Boisen käuete an seinen Nägeln.

Den andern Tag machte der Baron seine Anmerkungen über die Assembleen, und kritisirte, nur wie ein Kenner satyrisch, das kindische Benehmen seiner Töchter.

Er sprach sogar von Eifersüchteley, und sah Isabellen dabey an.

Isabelle mit blitzenden Augen verglich den Präsidenten mit der Nymphe Echo, von der nichts übrig geblieben war, als die plaudernde Stimme, wie von dem Präsidenten das Gelächter.

Der Baron wurde eifriger als gewöhnlich, weil der Oberst rief: „ein guter Vergleich, Bella!“ und setzte die Vortheile einer etwanigen Verbindung mit den Boisen ins Licht.

„Es sind keine Engel, die Boisens,“ sagte er.

„Nein, wahrhaftig nicht, Bruder!“ rief der

Oberst — „nicht ein Mahl Menschen, wenn es wahr ist, was ich gehört habe. Hätte nicht eine Fremde sich des Präsidenten Mutter angenommen, der Präsident hätte seine Mutter verhungern lassen." Er schüttelte aber den Kopf heftig bey diesen Worten, weil er es nicht glaubte.

„Was Fremde? Es war ihre Enkelinn, die sie zu sich nahm."

„Also ists?" fragte der Oberst, und legte seine Serviette vor sich hin.

„An der Mutter war auch nichts, Bruder!"

„So hohl der Henker das Geschmeiß, das Otterngezücht! ja die Ottern, die, wie man sagt, ihre Mutter bey der Geburt tödten!"

Er aß nicht einen Bissen mehr, so betrübt war er.

Der Baron vertheidigte die Ottern, aber Boisens nicht, und verbesserte des Obersten Naturgeschichte.

„Ja," rief der Oberst — „Gott gebe, daß in der ganzen Natur kein Beyspiel ist, von einem Muttermörder, und wären es auch Ottern und Schlangen!"

Olympie erzählte dem erweichten Obersten von der Tochter, die ihren Vater im Gefängnisse an ihrer Brust ernährt hätte.

„O," rief er — „wer erzählt dem Präsidenten die Geschichte? Wer? Aber wirbt er um Olympien: so will ich sie ihm erzählen."

„Wer redet schon vom Werben?" fragte der Baron, und warf das Gespräch auf des Obersten Regiment.

Braune war nicht gegenwärtig. Er war in der schönen Gegend um der Stadt her.

Der Baron hatte indeß schon mit dem Präsidenten und seiner Frau eine Verbindung zwischen Olympien und dem Sohne des Präsidenten halb und halb verabredet. Er sah die Schwierigkeiten wohl, die diese Verbindung bey Frau und Töchtern finden würde. Er war sogar nicht ohne alle Ahnung, daß Olympiens Herz von dem jungen Mahler in Bewegung gebracht war, und er fürchtete am allermeisten Isabellen. Es war sein ewiger Grundsatz, mit dem er ewig auf dem Kampfplatze hielt, gegen jeden, der mit ihm in die Schranken treten wollte, daß der Mensch, sobald er seiner Vernunft mächtig wird, auch frey ist. Er entschuldigte damit seines Sohnes Ungebundenheit, und hob sich und seine freyen Vorstellungen; und jetzt ging nicht ein Tag hin, an dem Isabelle nicht dem Vater es recht einschärfte, daß dieß sein Grundsatz war. Aber ihr wurde doch ängstlich bey der Sache. Denn Niemand auf der ganzen Erde trug die Liebe ihrer beyden Freunde im Herzen, als sie allein.

Sie sah jetzt mehr als je, denn sie wohnte hier mit Olympien auf Einem Zimmer, daß in Olympiens Herzen tief verschlossen ein schwe-

rer Gram lag, den sie nur Morgens, wenn sie aufstand, in heißen Gebethen, mit leisen Seufzern, ehe sie einschlief, dem Himmel offenbarte; allen Menschen aber, und Isabellen am meisten, verbarg sie ihn hinter einem Lächeln, dem man die Wehmuth kaum anmerken konnte.

Die glänzende Rose ihrer frischen Wange wurde ein wenig blässer; und fragte Isabelle ängstlich nach der Ursach, so wars die freye Luft des Landlebens, die ihr fehlte, nicht Anders.

Ferdinand nun gar war ernst und fremd; am fremdesten gegen Olympien. Aber Isabelle hatte sich das Recht nicht nehmen lassen, auf sein Zimmer zu gehen, freylich schon mit Vorwänden, denn ihr Bruder fing an, ihr das Recht streitig zu machen. — Sie brachte ihm eine Zeichnung, oder eine schwere Stelle im Italienischen, und so hörte sie seine Seufzer, wenn sie ihm von Olympien erzählte, und sie sah seinen Gram im Auge, das er gen Himmel richtete.

Sie wußte nicht, was zu machen war.

Der Oberst hatte ihr versprochen, Olympien gegen eine Verbindung mit Boisen zu schützen, so viel er konnte. „Aber wenn Olympie ja sagt?" fragte er finster — „was dann?" Sie brachte das Gespräch auf den Künstler, hielt ihm mit blitzenden Augen und einer rednerischen Stellung eine Lobrede voll Feuer und Flammen, stellte ihn gegen Boisen über, und sah dann mit

furchtsamem, leise bittendem Auge den Oheim an, der selbst eine bürgerliche Frau hatte, die er unendlich liebte. Aber der Oberst schlug den Takt nicht mehr, sondern er zog die Augenbraunen wie eine Gewitterwolke über die hellen Augen, und sagte: „damit bleib weg, Belle! das ist nichts! Ich habe gethan, was ich wollte, und damit wars gut! das ist kein Geschäft für einen Obersten. Das ist ganz und gar nichts! nichts! nichts!

Und mit diesem dreyfachen Nichts hob er die Session auf.

Sie kannte ihn. Es war nun alles vergebens!

Und es war die höchste Zeit, daß Jemand den Faden aufnehmen mußte, weil er eben reißen wollte.

Ferdinand war bey dem Fürsten gewesen. Er hatte sein Cabinet gesehen, und es nicht bewundert, wie er sollte. Er schlug es noch ein Mahl ab, in seine Dienste zu treten. Er wurde kalt entlassen; der Fürst redete nie mehr ein Wort über ihn.

Ihr Vater wurde auch kälter, und ließ ein Wort fallen, was sie trieb.

Sie saß bey Braune auf seinem Zimmer.

„Sie haben mich gerettet, Ferdinand," so nannte sie ihn, wenn sie allein mit ihm war — „und wer weiß, ob Sie mich nicht noch ein Mahl retten sollen."

Er sah sie an.

„Ja, wenn mich das Schicksal träfe, was Olympien trifft.“

Er fuhr fort zu mahlen.

„Wenn mein Vater mich einem Menschen aufopfern wollte, wie diesem Boisen!“

Die Hand mit dem Pinsel sank.

„Wo Sie wären, Ferdinand, könnte ich mich nicht anders retten, ich flöhe zu Ihnen!“ Sie ließ ihre nassen Augen auf seine Hand sinken. „Und Sie verstießen mich nicht!“ fuhr sie schluchzend fort.

„Meine Isabelle!“ sagte er leise und gramvoll.

So versprechen Sie mir, mein Freund, daß Sie mich aufnehmen wollen, daß Sie mich nicht wollen verschmachten lassen in dem höchsten Unglück. Es ist das höchste, das sehe ich ja an Olympien!“

„Ich verspreche es.“

„Geben Sie mir die Hand darauf!“

Er gab sie.

Sie hielt die Hand fest, sah ihm fest ins Auge, und sagte langsam und feyerlich: „Versprechen Sie mir, daß ich immer, immer, hören Sie, immer! wissen soll, wo Sie sind?“

„Immer!“

„Daß Sie mir immer auf jede Frage ant-

worten wollen, aus der reinen Tiefe Ihres Herzens?"

„Gewiß, Isabelle!"

„Daß Sie dieses Versprechen halten wollen, es mag vorgehen, was da will, und stellte sich der Geist des feindseligsten Hasses zwischen meine Familie und Sie, daß wir Beyden treu zusammenhalten wollen in Zutrauen und Freundschaft?"

Hier sah er sie starr an, und antwortete nicht.

„O Ferdinand," sagte sie — „fallen Sie nicht von mir ab; zu wem sollte ich fliehen, wenn ich fliehen müßte, als zu Ihnen? Aber, o Himmel, gib mir Worte für die Gedanken, die schön, aber eben so dunkel in meiner Brust sich bewegen! Was ist denn schöner und größer auf der Erde, als zwey Menschen, die sich kennen, und Niemand weiß es? die sich treu sind in Allem und dennoch schweigen? die tief im Herzen sich nichts verbergen, sich alles vertrauen, und alles verschweigen, als wohnte Eine Seele in Beyden? Sie haben ja oft gesagt: ich wollte alles oder nichts! Ja, Ferdinand, alles will ich! Alles! aber nur von Einem Menschen, von Ihnen. Ich kann schweigen, o daß wissen Sie! O versprechen Sie mirs, Ferdinand, daß ich ruhig seyn kann, es gehe mir wie es gehe!"

„Seltsames Kind! ich verspreche Ihnen, ich will Ihnen nur die Wahrheit sagen oder schwei-

gen. Was auch vorgehe, Isabelle, ich will nie von Ihnen abfallen, nie! die ich rettete, will ich festhalten im Leben, in treuer, wahrer Freundschaft. Sie sollen wissen, wo ich bin, und — muß ich Ihr Haus aufgeben: so gebe ich doch Isabellen nicht auf!"

Sie faßte zitternd seine beyden Hände, und kniete nieder. Er wollte sie emporziehen.

„Lassen Sie mich," sagte sie — „ich knie nicht vor Ihnen, ich knie vor Gott!" und sie hob die bethenden Augen gen Himmel, aber ohne seine Hände loszulassen.

Dann sagte sie mit leiser Stimme, aber mit mächtigen Blicken, die in seine Seele drangen: „und ich verspreche Ihnen, daß von allem, was Sie mir sagen werden, nicht ein Wort über meine Lippen kommen wird, nicht gegen Olympien, die ich am meisten liebe; daß ich nicht mehr verlangen will zu wissen, als was sie mir vertrauen wollen, daß aber in meiner Seele kein Gedanke seyn soll, den ich Ihnen nicht vertrauen werde, bis Sie — auch Sie — o Sie kennen mich nicht, Ferdinand! Ich bin kein Kind mehr. Ich sehe ja alles, ich verstehe ja alles! Ich liebe nur wenig Menschen; aber die ich liebe, liebe ich mit einem übervollen Herzen, mit einer heißen Heftigkeit, die Sie ja kennen, und so oft tadeln. Aber glauben Sie, ich muß so seyn!"

„Haben Sie nun alles wohl verstanden?“ fragte sie nach einer Pause.

„Alles, meine Isabelle!“

„So hören Sie, was schwer, schwer, wie ein scharfer Dolch in meinem Herzen sich bewegt! Olympiens Hand ist dem Herrn von Boisen bestimmt.“

Er beugte das Haupt auf die Brust, und schwieg.

„Rührt Sie das nicht?“

„Es bewegt mich zu sehr.“

„Dieser Boisen, lieber Ferdinand, ist ein böser Mensch. Ich weiß es von meiner Amme, die mir treu und deren Sohn meines Bruders Bedienter ist.

Er schwieg.

Isabelle sah eine Minute lang starr auf den Boden; dann hob sie die blitzenden Augen schnell gen Himmel, und sagte gewaltsam bewegt, aber mit Ruhe: Olympie liebt Sie, Ferdinand!“

Da sprang er auf, erblassend, zitternd, und riß sich von ihr weg. „Isabelle,“ sagte er — „wenn ich Ihr Haus verlasse, so sind Sie es, die mich forttreibt!“

„Müssen Sie es verlassen, so soll kein Anderer Sie vertreiben als ich. Ich erwartete das; ich war darauf gefaßt! Aber Sie sollen mich ruhig belehren, warum Sie müssen.“

Der ruhige Ton des jungen Mädchens, und

die ganze Stellung, in der sie gegen ihm über stand, die blitzenden Augen voll Gluth der Liebe für den Freund und die Schwester, die heftig wallende Brust, und die zitternden Hände, die sie fast bethend gegen ihn gehoben hatte, setzten ihn außer sich.

Auf ein Mahl wendete sie sich von ihm ab, und die ganze Stellung hob sich gen Himmel. Sie rief: „o hat denn Niemand den Muth, Olympie zu retten? O hat er, er den Muth nicht, mit Olympien glücklich zu werden?"

Die Stellung sank, und sie sagte leise: „ich wollte Ihnen nichts verschweigen, was ich weiß. Sie lieben Olympien!"

„Ich bitte Sie, Isabelle," stammelte er hervor — gehen Sie! Sie müssen jetzt gehen!"

Sie lächelte ihm schmerzlich zu, und ging in der demüthigsten Stellung.

Er stand lange so, die Hand an die Stirn gedrückt. Olympie liebte ihn! das war ein Gedanke, der wie Himmelslicht in seine Seele leuchtete. Ich habe sie verloren! der Gedanke zerriß seine Brust gewaltsam, und in dem Augenblick rollte der Wagen weg. Der Baron fuhr zu Boisen mit Olympien. Isabelle hatte nicht mit gesollt.

Er nahm seinen Hut, ins Freye zu gehen, und Isabelle öffnete die Thür.

Mit einer wilden Heftigkeit sagte er: „ich muß Ihnen verbiethen, Isabelle, je wieder ein Wort davon zu sagen.“

„Versprachen Sie nicht, mich anzuhören, alles, alles von mir zu hören, was ich sagen möchte? Meinen Sie denn, ich habe etwas anders erwartet? Wenn nun selbst meine Olympie zu Ihnen gekommen wäre, und sagte: retten Sie mich, Braune! man hat meine Hand verkauft. Würden Sie auch so sagen: schweigen Sie, Olympie? O lernen Sie doch diesen Boisen nur kennen!“

„Ich kenne ihn! ich kenne ihn besser als Sie, Isabelle. Er ist ein Nichtswürdiger. Ich kenne ihn. O daß immer und immer das Geschick uns zusammen führt!“

„Und ein Nichtswürdiger soll Olympiens Herz vergiften? so sagte meine Mutter, gewiß von ihm, mit Thränen. Ich hörte nur im Hereintreten die Worte, die sie dem Obersten sagte.“

„So rette die Mutter die Tochter!“ rief er, und stürzte aus dem Zimmer; er wollte die Treppe hinab, da trat ihm der Husar entgegen. „Ach, Herr Doctor oder Mahler, auf ein Wort!“ mit den Worten redete der Husar ihn barsch an.

Ferdinand stand. Der Husar drückte den Hut tief in die Stirn, und fuhr fort: „ich hörte von meiner Schwester Olympie, daß Sie eine große Reise antreten würden. Darf ich fragen, wann der Zeitpunkt ist?“

Der Ton war so höhnend, das Gesicht dazu auch, die Stellung so auffordernd, daß Ferdinand sogar es bemerkte und fragte: „wie so?“

„Weil mir so zu fragen beliebt, mein Herr!“

Isabelle war in die Thür getreten.

„Heute mein Herr Lieutenant, werde ich Ihres Vaters Haus verlassen, in das ich mich nicht eingedrängt habe; dann aber, dann will ich bitten, daß Sie für Ihre Fragen, für alle, die Sie thun können, einen andern Ton wählen!“

Isabelle sprang heftig hinzu, die Antwort zu hindern, aber sie war heraus, und nichts mehr zu ändern.

„Verächtlicher Mensch!“ sagte Isabelle, einen bittern Blick auf ihn werfend — „wieviel trägt dir diese heillose Frage ein, zu der du allen deinen und deines Spießgesellen Muth verbraucht hast?“

Isabelle hatte es getroffen; der junge Mensch erröthete; er zitterte vor dem Obersten, und ging, sich aufblähend, die Treppe hinab zu Boisens.

Isabelle folgte Ferdinanden in sein Zimmer. „Verdrießt Sie das Anzischen einer Gans?“

„Nein, Isabelle,“ sagte Braune ruhig, ihre Hand fassend — „nein; aber ich danke dennoch Ihrem Bruder. Ich kann ohne Aufsehen Ihr Haus verlassen.“

„Und wohin nun? O, mein lieber Freund,

ist Ihnen Olympiens Schicksal ein wenig werth, so warten Sie die Entscheidung ab. Sie könnte einen Retter gebrauchen von dem höchsten Unglück, oder einen Rächer. Ich sehe wohl, Ferdinand, wie Sie nach der Frage, die mein Bruder Ihnen that, denken müssen. Auch weiß ich es ja von dem Obersten, wie ein Mann wie Sie denken und handeln muß; aber Sie sollen wie ein unsichtbarer Schutzgeist der geliebten Olympie unsichtbar zur Seite stehen, und, ist es möglich, nur das heilloseste Schicksal, dieses verächtlichen Menschen Frau zu werden, von ihr abwenden helfen. Und ist sie gerettet, dann sollen Sie gehen, dann lieber Braune!"

Er schwieg.

„Mein Oheim, der Oberst will retten helfen, meine Mutter auch. Schwankt die Hoffnung Boisens, so fürcht ich meines Bruders — Muth nicht. Er hat nur einen Muth zu einer schnellen Gewaltthätigkeit; aber den fürcht ich, den fürchtet meine Mutter, den fürchtet der Oberst."

„Mein Vater, der ihn unbeschreiblich liebt, billigt hinterher alles, um den Sohn zu retten. Er ist fest an die Boisens gebunden, und Boisen will Olympiens Hand nur, wenn er sie auch nicht liebte."

„Auf den Fall, und Niemand als ich weiß, daß die beyden Nichtswürdigen zu jeder Art von Gewalt entschlossen sind, wenn sie Schwierigkei-

ten finden. Ich weiß es von meiner Amme: auf diesen Fall also, sollen Sie an Olympiens Seite stehen! O Ferdinand, sagen Sie, warum fürchtet Boisen Sie? kennt er Sie?"

„Er fürchtet mich?"

„Er fürchtet sie, eben sie —"

„Ich bleibe in Ihrer Nähe, Isabelle," sagte Ferdinand entschlossen — „Gewalt soll Niemand gegen Olympien gebrauchen. Sie sollen wissen, wo ich bleibe."

„Meiner Amme können Sie sicher trauen. Sie gäbe ihr Leben für mich; denn ich liebe sie. Wir bleiben den Sommer in der Stadt."

„Gut denn, ich bleibe hier. Aber nun, Isabelle, Sie schweigen gegen Olympien. Sie verschweigen ihr, was Sie von mir errathen zu haben glauben."

„Ich schweige, ja, ich schweige, so schwer es mir auch wird. Ich schweige gewiß. Nur gegen Sie rede ich, was in meiner Brust liegt."

„Und nun leben Sie wohl, Isabelle! Denn ich gehe noch heute. Ihrem Vater schreibe ich."

Isabelle hing sich mit ihrer gewöhnlichen Heftigkeit um seinen Hals. „O," rief sie — „verließen Sie mich, dann müßte ich verschmachten in ewig stillem Gram, wie Olympie."

„Ich verlasse Sie nicht, Isabelle!"

Er packte zusammen. Er ließ seine Sachen in einen Gasthof tragen. Er schrieb dem Baron,

daß eine Unartigkeit seines Sohns ihm es unvermeidlich gemacht hätte, sein Haus zu verlassen.

Der Brief war recht artig. Dann verließ er das Haus mit schwerem Herzen. Isabelle stand schluchzend in der Thür, da er ging. Sie drückte seine Hand nur noch ein Mahl pressend an ihr Herz, und dann schieden sie.

Am andern Morgen lief Ferdinand ins Freye. Es war der erste schöne Tag des Frühjahrs. Die Lerchen sangen über ihm im reinen Himmel, die Finken schlugen, die Bäume knospeten; aber er stand verlassen und trauernd in der allgemeinen Freude der erwachenden Natur.

3.

Herr von Boisen, Alexanders Sohn, liebte Olympien. Er hatte den Winter vorher ihre Bekanntschaft in der Residenz gemacht. Olympie war reich, und wahrscheinlich die Erbinn ihres Oheims, des Obersten, der sie und Isabellen unendlich liebte.

Boisen schloß sich sogleich an Olympiens Bruder, der gar gerne in den Generalstab gekommen wäre, und der Kriegsminister war der vertraute Freund des Boisenschen Hauses.

Da sich die Uniform und das Schaumgesicht

näher kennen lernten, und das geschah nicht so-bald, denn Boisen hatte alle Ursache, seine Maske fest auf dem Gesicht zu halten, erstaunten sie Beyde, daß sie sich nicht früher erkannt und geliebt hatten.

Sie warfen ihre kleinen Vergnügungen zusammen, beobachteten den Anstand, hatten Geld vollauf, ihre Bacchanalien für alle Sinne in einen undurchdringlichen Schleyer einzuhüllen.

Das Band ihrer Freundschaft wurde immer enger gezogen, und der Husar lobte ihm mit Handschlag und Ehrenwort die Hand seiner Schwester.

Obgleich Boisens und Braunens sich nicht kannten, so hatte doch Alexander seinen Blick auf des alten Boisens Erbschaft festgehalten.

Die Abschrift des Testaments kam nach Boisens Tode in Birkfelde bey Alexander an. Eberhardine war die Haupterbinn. Ein Capital war dem ältesten Sohne Braunens, Ferdinanden, vermacht. Boisen erfuhr kurz vor seinem Tode erst, daß Ferdinand ein Fündling war. Der Rest des Vermögens war an wohlthätige Anstalten gegeben. Alexander bekam nichts, und er sandte dem Verstorbenen ein Dutzend Flüche nach, zog einen Advocaten zu Rath, ob man seine Nichte, Eberhardine, nicht angreifen könnte; und da er hörte, nein: schwor er Rache spät oder früh an der Familie.

Aber sie wohnten zu weit auseinander; sie blieben in Frieden, und fast war alles vergessen.

Bürger erinnerte den Sohn Alexanders, und zwar ein wenig grob an die Seitenlinie der Boisen, an Eberhardine.

Boisen sah die schöne Helena, und der Nahme Balke erinnerte ihn gar nicht daran, daß es eine Verwandtinn von seinem Hause seyn könnte. Er liebte sie, ließ sie entführen, und Bürger machte ihm zum ersten Mahle begreiflich, und auf eine so derbe Weise, daß es Menschen gibt, die gar keinen Spaß verstehen. Er forderte ihn, wie sich das gehört; denn er hatte allen Muth, jeden Schimpf, den ein Anderer, und nicht er selbst, seiner Ehre anthat, mit Blut abzuwaschen.

Er bildete in der ersten Hitze einen Plan zur Rache; aber der Bürger war so plump mit den Armen als mit der Wahrheit. Er ließ ihn reisen; aber auf allen Fall ließ er sich doch in Helenens Hause nach Heimath, Gewerbe und den andern Umständen Bürgers erkundigen, um ihm ein Mahl im Laufe des Lebens ein Bein unterzuschlagen, und hörte zu seinem Erstaunen: der Bürger sey ein Busenfreund des Sohns von Braune, der ihm ohnehin die reiche Erbschaft Boisens geraubt hatte, und die schöne Helena sey eine Enkelinn des alten Oberförsters, des-

sen Tochter seinen Hochadelichen Nahmen zu führen dreist genug gewesen war.

Das schien ihm doch ein wenig arg, und der Nahme Braune zog seine Augenbraunen zusammen, wenn er genannt wurde.

Er reiste wieder in die Residenz, erzählte der Uniform seine Unfälle bis auf die Schläge, die er bekommen, und die Sache mit Olympien gedieh immer weiter.

Sein Vater, Alexander, lachte seinen Sohn aus, daß er sich seiner Feyheit begeben wollte. Aber er ließ von seiner Frau die Sache einleiten.

Boisen erfuhr, daß ein junger Mann beym Baron wohne, der Isabellen gerettet habe, erfuhr durch des Husaren Bedienten, den Sohn von Isabellens Amme, wie sehr man den Künstler im Hause achtete, und wie viel mehr die Fräulein den edlen Mann.

„Pah! ein Mahler!“ rief der Husar lachend — „der gehört zu meines Alten Hofstaat. Weiter nichts! Ich kenne meinen Vater.“

„Aber Olympie? Freund, Olympie?“

Der Bediente wurde auf das Gut geschickt, um Nachrichten zu hohlen, und brachte die Nachricht: daß der Mahler die beyden Fräulein im Zeichnen und Italienischen unterrichtete.

„Da hast du meinen Alten, und Alles!“

Daß er den ganzen Morgen bey den Fräulein wäre.

„Da hast du die Mädchen!“

Daß er ein Mann sey, schön wie die Götter, die er mahlte.

„O, zum Teufel! hast du ihn gesehen?“

„Wie oft! gesehen, wenn er in der Mitte der beyden Fräulein ging. Da waren Blicke, Ihr Gnaden, her und hin, und hin und her. Fräulein Olympie hob das Gesicht, wenn er redete, so freundlich zu ihm auf, so vertraulich. Ihre Stimme war so bewegt. Er muß ein Zauberer seyn; denn er hat Aller Herzen im ganzen Hause.“

„Da siehst du, Freund! die Sache steht schlimm! die verdammten Zeiten, wo solch Volk zugelassen wird!“

„Pah, ein Schauspiel, was mein Vater sich aufführt, nichts weiter!“

„Und Fräulein Isabelle, die Sie kennen, der alles gelingen muß, was sie will, treibt, treibt auf ihre Weise. Und man setzt noch dazu, sein Vater habe ein reiches Rittergut, und Geld gilt jetzt so viel als alles Andre.“

„Zehn Haufen Land! das nennt das Volk ein Rittergut.“

„Nein! nein! ein reiches Rittergut, mit Gericht, Jagd, Schloß, Wald, und allem, was

dazu gehört. Birkfelde! das kann man ja erfahren.“

„O alle Teufel!“ rief Boisen, und sprang auf — „Birkfelde? und der Kerl heißt?“

„Braune.“

„Höllenteufel! Freund, das ist er wieder! das ist er, der Nahme ist zu meiner Plage geschaffen!“

Der Bediente mußte gehen, und Boisen erzählte, wie die Menschen aus diesem Hause seine Großmutter schmerzlich beleidigt, wie sie ihm eben dieses reiche Birkfelde durch eine ganze Reihe von Betrügereyen entzogen hätten; wie der Freund dieses Mahlers, Bürger, ihn — er stieß eine Fluth von Flüchen aus, und schwor seine Rache an diesen Menschen zu nehmen.

Er athmete wieder auf; denn Braune hatte das Gut des Barons verlassen; aber wie erschrack er, da Braune wieder in der Residenz sogar ins Haus des Barons zog; wie finster wurde seine Seele, da er Ferdinanden sah, die stolze, edle Gestalt mit dem Apollokopfe; wie er durch die Karten recht wohl bemerkte, daß Olympie, die bey dem armen Fräulein saß, von Zeit zu Zeit den sinnenden Blick auf den Mahler richtete, und ihn verfolgte, wenn er durch den Saal ging.

Er sah mit verbißner Wuth, wie Isabelle so öffentlich, so ohne Rückhalt an ihm hing,

wie geschäftig sie ihm Freunde erwarb, wie sie zwischen dem Künstler und dem Obersten das Band der Freundschaft webte.

Er sah die Achtung der Mutter gegen den Retter ihrer Tochter, und er zitterte, worüber der Husar lachte — vor den Grundsätzen des Barons, der ganz öffentlich behauptete, er werde nie den Wünschen seiner Töchter Gewalt anthun. Der Husar mochte noch so oft sagen: ein Schauspiel meines Alten, nichts weiters! Boisen zitterte dennoch.

„Nun denn," sagte der Husar, der seinen Vater kannte — „so will ich den Knoten durchhauen!" Und die Szene entstand, die Ferdinanden aus des Barons Hause trieb.

Der Baron erhielt Ferdinands Brief. Las, und sann, wie er die Sache auf eine artige Weise endigen könnte.

Er machte seinem Sohne einige sanfte Vorwürfe, mehr über die Manier, als über die Sache selbst.

Er antwortete dem Künstler mit einem artigen Briefe, und dankte Gott, daß er auf diese Weise von der Gesellschaft des Doctors, der ihm lästig zu werden anfing, befreyt war.

Ferdinand an Bürger.

Du hast den Hafen des Glücks gefunden, mein Bruder! Es hat mir schmerzlich weh gethan, die letzten Worte deines Briefs. Nein, Bürger, ich bethe keine fremde Götter an. Fremde Götter? o was nennst du so? Ich liebe Olympien, wie du Theresen, und sie ist es, glaube es mir, die mein ahnendes Herz suchte, von der wir in den heiligsten Minuten unserer Freundschaft redeten, Bürger!

Was wir träumten von stolzen Planen, von den Entdeckungen der Quellen des Nils, des Nigers, alles was wir zu finden hofften jenseits der Alpen, in den unermeßlichen, stillen Wäldern Amerikas, in den Palmenhainen Indiens, war ja nichts als die schöne Sehnsucht nach dem Unsterblichen, das die menschliche Brust anfüllt, und sättigt, die Sehnsucht nach den Geliebten!

Ich fand sie. Es ist Olympie!

O, soll ich denn sagen, sie ist nicht von meinem Blut, sie ist mir eine Fremde, weil sie in einem Stande geboren wurde, den die menschliche Thorheit von meinem geschieden hat?

Nein, sie ist mein! rufe ich. In einer schönern Vorwelt, von der die Fabel schöner als die Wahrheit redet, war sie meine Gespielinn. Ihr Gesicht schlummerte in meiner Seele, wie die

Hoffnung der Unsterblichkeit, an die ich dennoch glaube, mitten unter den unzähligen Gräbern. Der Ton ihrer Stimme, wie er zuerst mein Ohr berührte, war wie das vergessene Lied vom Lämmchen, womit man mich in den Schlaf sang, und dessen Töne die ganze Freude der unschuldigen Kindheit wieder erwecken.

Fremde Götter? o sage du nicht so! denn sie ist ewig mein, ewig! obgleich das Leben mich von ihr getrennt hat. Ewig mein!

Sieh, ich dürfte nur zu ihr treten, und sagen: liebe mich, Olympie! und sie würde ihr Haupt an meine Brust lehnen und sagen: ich liebe dich!

O, und warum habe ich es nicht gethan? frage ich mich, mit dem scharfen Vorwurf der Reue. Warum verließ ich sie, die nicht seyn, nicht leben, nicht gedeihen kann, als an diesem Herzen? wie die Palme nur blüht und lebt unter dem wärmern Himmel ihres Vaterlandes?

Ich dränge mich in einen höheren Stand? Guter Gott! O hätte ich sie doch in der armen Hütte eines Landmanns gefunden!

Sie ist mein! das weiß ich! das allein!

Ich kämpfe mit Gespenstern, und finde mich ewig nicht aus diesem Labyrinthe wilder Widersprüche.

Sie ist mein! und doch zwingt eine geheime Stimme mich, sie aufzugeben, sie, mein Eigenthum,

die ich mit meinem Herzen erkauft, erstritten habe. Wenn etwas im Leben mein ist, so ist sie es, die an meiner Hand mit mir durch die Pforten des Todes in die Ewigkeit gehen wird. Alles andere, alles legt der Tod auf der Schwelle des Lebens nieder. Nur die Geliebte, nur der Freund betritt mit uns die dunkelen Thäler des Todes.

Hat die Thorheit das Recht die ewigen Bande der Liebe zu zerreißen? So frage ich ewig, und ewig ist die Antwort: nein!

Ist denn das Band zwischen Vater und Tochter nicht auch von der Natur geheiligt? nicht älter? nicht heiliger? Vor diesem Abgrunde stehe ich, und starre hinein in das Dunkel des Geschicks und des zweifelhaften Rechts!

— — —

Meine Mutter schreibst du?

O meine Mutter! meine Mutter!

Lese ich deinen Brief, und lese ihn wieder, und wieder mit zärtlichen Thränen in den Augen, und rufe: sie ist es! es ist meine Mutter!

O wie hast du es verkennen mögen, daß sie in ihren letzten Worten ja ganz klar gestand, sie ist meine Mutter!

Sieh, nun sitze ich hier und träume, die schönsten Träume, die je eines Sterblichen Herz bewegten, von der Geliebten, von der Mutter.

Vielleicht ist sie arm, schreibst du.

O wäre sie arm, wäre sie es, damit sie sogleich mein Herz erkennen könnte, wenn ich ihr alles, alles, was ich besitze, zu Füßen legen könnte.

Sie weiß, daß ich hier bin? seitdem werfe ich mit einer neuen Sehnsucht meine Blicke auf jede Frau, die ihr ähnlich seyn könnte.

O stände sie vor mir, Bürger, meinem Auge würden die Mutterzüge nicht entgehen. Gewiß nicht.

— — —

Ich habe das Haus des Barons verlassen. Sein Sohn, ein Husarenofficier, zwang mich dazu.

So höre alles! alles! Olympie ist bestimmt, Boisens Frau zu werden. Sprich! entscheide! Gehen des Vaters Rechte so weit? darf es seyn?

Und darf es seyn: so — — tritt kein Engel dazwischen zur Rettung: so —

Ein Engel ist dazwischen getreten, Bürger, Isabelle, Olympiens Schwester. Sie trat zu mir, und rief mit der Zunge des erbarmenden Schicksals: „retten sie Olympien!" Und ich! ich! — Ich verließ das Haus.

Isabelle schreibt mir oft, und ich? ich —

o Bürger, oft erkenne ich mich nicht mehr. Denn dieser Boisen! o dieser Boisen!

Oft zucke ich nach deinem Briefe, der des Nichtswürdigen Mädchenraub enthält, die ganze verächtliche Begebenheit mit Helenen, die du aus seinen Händen gerettet hast. Und dann fahre ich zurück vor dem Nahmen: Angeber!

Ich weiß nicht mehr, was ich will, was ich soll, was ich darf, und mein Vater sagte oft: dann eben sollst du nicht, darfst du nicht!

O, nur einen Augenblick möchte ich an dein entschlossenes Herz sinken, und in deinem Blicke würde ich lesen, was ich dürfte, was ich sollte.

Doch davon nichts mehr!

Ich habe im Anfange des Winters Sonnenbergs Mutter kennen gelernt, auf ihrer Durchreise hier. Sie besuchte die Baroninn, deren Freundinn sie ist.

Sie ist eine vortreffliche Frau, die mit einer unendlichen Liebe an Olympien hängt.

Meine Seele faßte sogleich Hoffnung, da ich ihren Nahmen hörte; aber sie ist fort!

Der Bruder der Baroninn, ein alter ehrwürdiger Oberst — er liebt Olympien fast mit der Leidenschaft eines Jünglings — aber er schüttelt den Kopf, und kein Engel, kein Mensch von allen tritt an Olympiens Seite! Ich nicht! ich nicht! O mein Bruder, wenn nun das Verhängniß über sie, über mich daher stürzte, und ich müßte

dann sagen: Ich hätte sie retten können! Ich! und ich ließ sie in den Abgrund sinken? was dann? o was dann? Weißt du es, weiß ich es, was dann?

Antwort.

Dein Vater hat Recht, lieber Ferdinand.

Es ist nicht der Teufel, der dir deine Zweifel zuraunt, sondern der sokratische Genius, deine Leidenschaft mag sagen, was sie will. Du mußt deines Glaubens leben, und Zweifel ist der Glauben des Menschen. Der Teufel predigt öfter, als wir glauben, mit der Bibel in der Hand; die Leidenschaft, die der wahre Teufel ist, nur daß sie die Hörner in einem Heiligenschein verbirgt auch.

Der Vater hat heilige Rechte; die Tochter hat heilige Rechte; aber was geht denn dich der Streit zwischen Vater und Tochter an?

Deine Liebe? die Liebe ist das Heiligste auf Erden; hätte ich es nicht gewußt, so wüßte ich es jetzt, da Therese mich in das verlorne Paradies zurückgeführt hat. Aber deine Liebe hat statt der Fackel der Wahrheit eine Diebeslaterne in der Hand, statt goldener Engelflügel die häutigen Fledermausflügel an den Schultern, und statt der Sternenkrone eine verbergende Maske vor dem Gesicht.

Tritt offen in den Kreis von Olympiens

Familie, und sag dem Baron: „Ich liebe Ihre Tochter!“ Und hast du dazu das Herz nicht: so thue den Sprung vom Leukadischen Felsen, wie's einem Manne gebührt.

Disputire mit dem Teufel nicht über Recht und Unrecht; denn hat der Teufel dich bey einem Haare, so wird das Haar so fest, wie das Thau am großen Anker eines Kriegsschiffs.

Ich war, eh ich dich kannte, in der Schweiz, und irrte im Gebirge, bis ich ein Mägdlein gehen sah, das ich bath, mich auf den rechten Weg zu führen.

Des Mädchens Augen waren dunkelblaue Diamanten, die Lippen Rubinen, die Wangen aufgebrochene Rosen, der Busen weiß wie Schnee, der Schweizer Anzug dazu, und die einsame, stille, romantische Gegend thaten das Ihrige auch. „Im Himmel und auf Erden,“ dacht' ich — gibts ein solches Mädchen nicht weiter,“ und da sie die beyden Rosenknospen ihrer Lippen öffnete, zu einem Lächeln, das schöner war wie der Frühling, und zu Worten, die kein Dichter wohllautender und schöner träumt, da schlug mir das Herz, und ich zögerte, um den Weg mit ihr zu verlängern.

Die unschuldige Schweizerinn setzte sich zu mir, und zeigte mir im Thale ihres Vaters Hütte, und erzählte mir ihr unschuldiges Leben, und sang mir mit Nachtigallentönen ihre Lieder, und hieß mich dann erzählen. Und ich er-

zählte mit schönen Worten, wie ich von ihr, seit mein Herz fühlen konnte, geträumt.

Sie lachte, und ich lachte, und wir trieben des Lachens viel.

So kam ich mit ihr an ihres Vaters Haus.

Der alte, ein ehrwürdiger Schweizer, nahm mich gastfreundlich auf, und bath mich, zu bleiben.

Ich blieb und blieb, und das Mädchen kam mir alle Tage schöner und unschuldiger vor. Wir lachten noch; aber mit dunkeln Blicken, und mit Herzpochen, und daraus wurde eine Liebe, so mächtig, daß der Gotthard ein Kind dagegen war.

Der Vater hatte das Mädchen dem Sohne seines Nachbarn bestimmt; und mochte er unsere Neigung merken oder nicht: er erzählte mir von einem Mädchen, das einen Fremden geliebt und geheirathet hätte, und wie übel die Ehe ausgeschlagen wäre. „Denn, Herr," setzte er ernst hinzu — „sie mußte ihm ewig eine Fremde bleiben. Er konnte ihr in seinem Lande ja die Berge nicht schaffen, auf denen sie erzogen war, und er war hier unter den Sitten der Landleute ein Fremder, und blieb einer."

„Darum eben taugt's nicht, wenn fremd und fremd sich gesellt, und ich wollte meine Sepheli lieber in ein Kloster bringen, als einem Fremden geben."

Ich fluchte, ich disputirte mit meiner Leiden-

schaft. Ich fragte: „Hat der Vater das Recht?“ und so weiter.

Und das Mädchen seufzte, und sah mich mit Augen voll Thränen an, und drückte heimlich meine Hand.

Der Alte ließ ein Wort fallen von Verrath der Gastfreundschaft, das meine Seele durchschnitt. Aber ich hatte die Kraft nicht, mich von Sepheli loszureißen, bis wir einmahl im hohen Gebirg gingen, sie und ich, und auf einmahl standen wir an einer Spalte im Felsen, und tief hinab in den Schooß der Erde ging die Spalte, und unten im Dunkel donnerte ein Bach, und sie sagte lächelnd: „Da hinüber müssen wir.“ Dem Fremden graust's vor dem Abgrunde. Aber mit Muth und mit festem Entschluß kommt man hinüber, und sie sprang, und stand lachend an der andern Seite.

„Nur muthig weggesprungen über den Abgrund!“ rief sie. „Dann ist man sicher.“ Ich sprang schaudernd, und war hinüber.

„Liebsephel,“ sagte ich, sie an meine Brust drückend — „Du hast mich viel gelehrt. Viel! viel!“

„Was ists,“ sagte sie, meine Hände an ihre unschuldige Brust drückend.

„Dem Fremden graust's ewig an dem Abgrunde.“

„Das ist wahr! aber ich habe Euch gelehrt, daß Muth und ein Sprung —“

„Muth und ein Sprung, liebe Josephe!
Und wenn ich in meinem Leben über einen furchtbaren Abgrund springe mit Muth und Freudigkeit, so will ich an dich denken, und sagen: „„Sepheli, Gott gebe dir einen guten Tag!““

„Euren Wunsch erfülle Gott!“

Am Abend, Ferdinand, that ich muthig den Sprung über den Abgrund, vor dem ich schauderte. Ich drückte des Vaters Hand, da Sepheli auf ihre Kammer gegangen war, und sagte: „Vater, ich muß gehen. Sagt morgen Sepheli, daß ich sie ewig grüßen lasse. Ich muß gehen; denn der Wunsch, Eure Sepheli zu heirathen, sitzt warm in meinem Herzen. Aber Ihr wißt, daß die Heirath mit einem Fremden nicht Glück hat.“

„Hätt's auch nicht gelitten, Herr! ob ichs wohl gemerkt habe, daß Ihr in Sephelis Herzen so gut wohnt, als sie in Eurem. Aber nimmer hätte ich's gelitten, obwohl Ihr ein braver Mann seyd, der Schweizer Blut im Herzen hat. Glück auf Euren Weg, lieber Herr!“

Ich ging mit der Wunde tief im Herzen; aber ich ging. Da ich Italien verließ, kam ich wieder durch. Sepheli war glücklich; sie war Mutter. — Ich habe sie nicht wieder gesehen. Ich frage dich, Ferdinand, ist dir Olympie nicht fremder, als mir die Schweizerinn?

Da liegt der Abgrund! aber mit einem herzhaften Sprunge ist man hinüber, Ferdinand!

Therese läßt dich grüßen; aber erst wenn der Brief versiegelt ist; denn früher soll sie nicht wissen, an wen ich schreibe, ob sie gleich mit den unschuldigen Augen herüber lauert, obs ein Brief ist; aber ich pfeife dazu, als wäre es eine Kirchrechnung. Sie geht! geschwind gesiegelt! Leb wohl! Denk an meinen Ehrensprung, und spring nach. Der Abgrund ist nicht so breit, als der beym Mädchensprunge, und das Mädchen — ein Mädchen — sprang doch! Leb wohl!

Ferdinand an Bürger.

Ich wohne hier auf einem kleinen Landhause mitten in einem Wäldchen, so heimlich, so versteckt, wie die unglückliche Liebe wohnen muß. Gehe ich spazieren, so führt mein Weg durch eine Reihe schöner Gartenhäuser und Gärten an einem lieblichen Fluß, und am Ende der Reihe Häuser liegt ein kleines Häuschen zurück unter Obstbäumen; und so oft ich vorüber gehe, tönt aus dem offnen Fenster eine mächtige Weiberstimme, voll und kräftig, wie man sie in Italien hört.

Das macht mich neugierig, und ich frage einen Arbeiter, der aus dem Garten kommt, wer da wohnt, und höre — denke, wie ich erstaunte! — eine Madame Sartili wohnte da.

Mein Fuß wurzelte in dem Boden. Alle meine Pulse schlugen hörbar. Meine Mutter so nahe, jetzt, in der entscheidenden Stunde meines Lebens! Denn daß sie meine Mutter war, daß sie in meine Nähe gezogen, wie sie hört, ich wohne hier, daß sie den Zufall aufsucht, mich zu sehen: das alles war mir unzweifelhaft.

„O warum, warum, theure Mutter, willst du deinen Sohn nicht erkennen?“ rufe ich. Ich war entschlossen, zu ihr zu gehen.

Ich ging am andern Morgen. Ich öffne den Garten; das Haus stand offen, die Thür des Zimmers, aus dem der Gesang ertönte, auch.

Ich trete auf die Schwelle, und am Boden sitzt mitten zwischen Blumen, die ringsum verstreut waren, eine junge Frau, kaum zwanzig Jahre alt, mit einem Kinde, das mit den Blumen spielte.

Die Italienerinn hättest du auf den ersten Blick erkannt, an dem Reichthum der schwarzen rollenden Locken, die über den Rücken und über den stolzen Busen hoch hinabrollten. Die römische Nase, die großen schwarzen Bogen der Augenbraunen, der edle Hals, die stolze üppige Figur, das brennende große Auge — alles nannte ihr Vaterland.

Ich fragte italienisch nach Madam Sartili.

„Meine Mutter!“ sagte sie, ohne aufzustehen, ohne den Schahl, den sie mahlerisch um den Leib

gewunden hatte, um die Schultern zu schlagen, die nur dürftig von den Locken verhüllt wurden.

„Wenn Sie einen Augenblick verziehen wollen, mein Herr!“ Sie stand auf, nahm ihr Kind, hüllte sich und das Kind in den Schahl, und nun ging sie, wie eine Juno erhaben, mich starr betrachtend und ernst, aus dem Zimmer, rief ihre Mutter mit dem lauten gellenden Ruf ihres Vaterlandes, und kam zurück nicht eine Nadel an ihrem leichten Nachtkleide höher steckend.

„Sie sind ein Deutscher, denk ich. Wir reden Ihre Sprache.“ Und nun stand sie gegen mir über, in der That eine wunderhohe Mutter. Das Kind hatte blaue Augen.

„So ist Ihr Sohn mein Landsmann,“ sagte ich deutsch.

Sie sah mich an, warf den blitzenden Blick wie eine zürnende Göttinn gen Himmel, und sagte schnell und des Kindes Gesicht in ihre hohe Brust verbergend: „Und dennoch lieb ich es! dennoch! dennoch ist's meine Freude!“ Sie schlug den Arm um das Kind, sie beugte ihr Gesicht darauf, die schwarzen Locken rollten wie ein Schleyer über das Kind, das, nach ihrer Sitte, nackend war. Es war ein schöner Anblick.

Die mächtige Stimme der Mutter kam weit vor ihr her. Ich verstand jedes Wort. Sie sang: „O dio, morir mi sento, d'affauno e di tormento!“

Mit dem letzten Worte trat sie in die offne Thür. Ich hatte mich geirrt. Sie war die Frau nicht, die bey dir gewesen; denn wie hättest du einen Augenblick lang über die Italienerinn zweifelhaft seyn können? Sie war es nicht; denn du nennst ihre Augen blau, und dieser Frauen Augen waren blitzende, schwarze Augen.

Aber in der festen Erwartung, es wäre meine Mutter, flog ich mit einer heftigen Bewegung ihr entgegen, und da ich sie sah, stand ich auf ein Mahl. Sie stand eben so verwundert wie ich.

„Madame Sartili," sagte ich, ihre Züge betrachtend — „Ihr Nahme Sartili hat diesen Besuch veranlaßt."

„Sie haben Jemand anders erwartet, als mich. Aber die Sartili heißt? das wäre ein Wunder!"

„Eine Dame, die Sartili heißt; aber eine Blondine, und eine Deutsche."

Sie lächelte. „O mein Herr," rief sie lebhaft — „ich kenne eine Dame, die blond ist und Sartili heißt."

„Sie kennen sie?" rief ich, auf sie zutretend, mit der Liebe des Sohns, der jetzt dicht vor der Auflösung des Geheimnisses zu stehen glaubte.

Sieh, Bürger, ich dachte, das alles sey von meiner Mutter so veranstaltet, um mich durch den Nahmen Sartili und durch die Nachbarschaft in dieses Haus zu locken. Ich wollte mit einem Mahl die Scheidewand niederwerfen, und so rief

ich: „Ich weiß ja, daß sie meine Mutter ist! O sagen Sie, wo sie ist, der Sohn sucht die Mutter mit einem Herzen voll unaussprechlicher Liebe!“

Die Frau sah mich bewegt an. „Sie sind in einem seltsamen Irrthume, mein Herr!“

Sie sagten doch, Sie kennten eine Blondine —“

„Wohl; die aber Ihre Mutter nicht seyn kann, eine Verwandte von mir, ein altes Mütterchen, die aber Italien und ihr Kloster nie verlassen hat. O mein Herr, ich wünschte eine Blondine zu seyn, um mich und Sie mit einem süßen Nahmen zu täuschen, wäre es auch nur für ein Paar Augenblicke. Aber Sartili sagen Sie? Sie irren wohl in dem Nahmen.“

„In dem Nahmen so wenig, als —“ ich glaubte noch immer, die Frau müßte meine Mutter kennen. Ich zog deinen Brief hervor, den ich eingesteckt hatte.

Sie warf ihren Blick auf den Brief, und sagte: „Ich lese nicht Deutsch. Ich rede es nur; aber meine Tochter versteht Ihre Sprache ganz.“

Ich zeigte der Tochter die Stelle in deinem Briefe, wo der Nahme Sartili vorkommt.

Die Frau versicherte jetzt ernstlich, daß sie von einer Mutter gar nichts wüßte, daß aber der Nahme Sartili, wenn ich ihr trauen wollte, vielleicht Licht geben könnte. „Und wer weiß,“ rief sie auf ein Mahl mit lebhaftem Schmerz — „warum uns

das Geschick zusammen geführt hat! Sie suchen Ihre Mutter, und meine Tochter sucht den Vater ihres Kindes."

Hier entstand eine Pause, in der die Tochter ihren Sohn mit einer starken Empfindung an ihr Herz drückte.

„O!" rief die Mutter — „wären Sie mein Sohn!" Aber die Welt ist voll Unheil. Man muß nicht daran denken, und sie trat an das Instrument, und sang mit edlem Ausdruck: „Delle stelle, della sorte cessi alfin la crudelta!"

Die Tochter sang es mit einer leisen, schönen Stimme mit.

„Eingestimmt, mein Herr!" rief die Mutter mit stolzem Ernst.

Ich sang mit ihnen. Wir traten näher an das Instrument, ich und die Tochter, der Knabe bewarf uns mit Blumen.

Die Mutter winkte uns mit den großen, herschenden Augen, lauter zu singen, um ihren Mund schwebte ein hoffendes Lächeln, aus der Tochter Augen drangen Thränen. Sie hielt der Mutter Hand, und sagte: „O hören Sie auf! Ich kann mit dem Leiden nicht scherzen."

„Scherz ich denn?" fragte die Mutter, und legte das Haupt auf der Tochter Stirn. Sie ergriff das Kind, hob es hoch gen Himmel, mit einem Gesicht, in einer Stellung, die mein Herz erschütterte.

Dann sagte sie, ihren Blick auf mich heftend: „Forse il morir non e tanto amaro!" und mit den Worten ging sie hinaus.

Die Tochter trat nun an das Instrument, und sang leise zu einem trauernden Spiel; ich verstand nichts als zuweilen ein lauteres „Oimé!" das gewiß aus ihrer Seele hervorbrach. Die Thränen rollten milde über ihre Wangen. Es war die Musik aus einem gebrochenen Herzen. Es war nicht italienische, es war deutsche Musik, menschliche Musik.

Endlich ruhten die schönen Finger der jungen schönen Frau auf den Tasten, die Lippen bewegten sich noch fort, und schlossen sich mit einem ätherischen Lächeln. Die Augen waren bedeckt, und nach einer Minute sagte sie mir: „O der gute Himmel gebe jedem Unglücklichen Musik! Wie mögen diese todten Töne so himmlisch trösten! Ach, ein Gebeth ist nur Hoffnung, Musik ist Gewährung des Gebeths!"

Sie sagte diese schönen Gedanken mit einer so süßen Stimme der innern Seligkeit, als ob ihr Herz gar keinen Schmerz mehr fühlte.

Ich nahm ihre Hand und drückte sie an mein Herz, als wäre ich tausend Jahre mit ihr bekannt gewesen.

„Und wollte es meine Mutter mir dennoch glauben, daß ich dennoch, ach wie sehr! glücklich bin!" sagte sie, das Auge auf ihr Kind, die Quelle ihres Glücks, richtend.

Ich wartete nur auf die Mutter, um zu gehen, obgleich ich fühlte, ich war kein Fremder mehr in diesem Hause.

Die Mutter kam und bath mich, im Garten Frühstück zu nehmen. Sie sagte scherzend: „wir häben Deutschlands Gastfreundschaft gelernt. Ich weiß mir etwas mit den schönen Tugenden ihres Vaterlandes.“

Wir gingen in den Garten, und wir frühstückten italienisch. Und nun sollt' ich erzählen von meiner Mutter.

Der ganze Morgen hatte mein Herz so erweicht, daß ich, was ich ihnen erzählen konnte, ihre Seelen ergriff.

Wie ich sagte, daß ich ihr Nachbar wäre, und daß eben die Nachbarschaft mich zu ihnen geführt hätte, da rief die Mutter mit unverstellter Freude: „viva mille anni il Signor — ach wie heißen Sie?“

Ich nannte meinen Nahmen.

Sie reichte mir ihre Hand, nannte mir ihrer Tochter Nahmen: Gismonda! bath um treue Nachbarschaft, und hieß mich gehen, weil sie sich ankleiden müßten.

(Fortsetzung.)

Ich konnte nicht gehen, ohne das unglückliche Kind, das seinen Vater suchte, wie ich die Mutter, und wer weiß denn, ob nicht auch den Vater, an meine Brust zu drücken.

„O Freund!“ rief die Mutter des Kindes, und reichte mir die schöne Wange zum Kuß.

Ich ging heim; sie begleiteten mich ein paar Schritte, um die Gegend zu sehen, wo ich wohnte. Ich versprach ihnen, wieder zu kommen.

Am andern Morgen ging ich wieder, und auf eine Einladung von der Mutter zu ihnen.

Eine Magd führte mich in das Zimmer. Mutter und Tochter waren auf einem Spaziergange, von dem sie den Augenblick zurückkommen mußten.

Ich sah im Zimmer umher, sah die Bücher an. Ich fand den Tasso, Maffeis Merope aufgeschlagen, sogar Macchiavells Geschichte von Florenz, ihrer Vaterstadt. Ich fand auch einige deutsche Bücher. Aus ihrem richtigen Deutsch, was besonders die Tochter fast schön redete, hatte ich schon längst geschlossen, sie müßten lange in unserm Vaterlande gelebt haben. Aus den Büchern sah ich, sie waren nicht ein Paar unwissende Italienerinnen wie gewöhnlich, sondern Deutschland hatte sie gebildet.

Was mich besonders freute, war: die italienischen Notenbücher, die in Menge da lagen, waren bestäubt und also nicht gebraucht. Haydn

und Mozart lagen auf dem Instrumente zum Gebrauche.

Aber ich erschrack ein wenig, da ich unter einem Schahl, der nach der Unordnung der italienischen Frauen auf einem Tisch hingeworfen lag, die Mündung einer Pistole hervordrohen sah.

Ich zog sie hervor, und eine zweyte, und beyde waren geladen, und gebraucht.

In der Hand einer Deutschen würde das Gewehr Lachen erregt haben, dachte ich sie mir aber in der Hand dieser festen, großen, heroischen Frau, mit dem römischen, stolzen Gesichte, so wurden sie mir sehr ernsthaft.

Die Magd, die wieder ins Zimmer trat, und mich mit der Pistole in der Hand sah, rief eilig: „sie sind geladen!“

„Wer aber gebraucht sie?“

„Madame schießt zuweilen nach dem Ziel damit.“

„Und trifft?“ fragte ich lächelnd.

„Sehr genau, jedes Mahl ins Schwarze.“

Es erregte mein Nachdenken; denn das Feuergewehr ist ja sonst nicht das Gewehr der Italiener.

Eben jetzt traten sie ins Zimmer, da ich die Pistolen wieder nieder gelegt hatte; die Tochter mit einem blassen Gesichte, voll schweren Kummers.

„Sie kommen an einem finstern Tage, lieber Nachbar!“ sagte die Mutter — „ich dachte nicht daran, daß es gerade heute der Tag ist, da der

Treuloseste aller Menschen meine Gismonda verließ. Ich bitte dich, Gismonda, denke nicht an das Ungeheuer!"

„Ich denke nicht an ihn, liebste Mutter, ich denke an meinen Sohn, an mein, an sein schweres Unglück."

„O, der Elende!" rief die Mutter — „sehen Sie, diese schönen Augen zwingt er zu Thränen, dieses Herz, ach, und diesen Muth hat er gebrochen, für immer gebrochen!"

Sie sah mich, mich eben zürnend an, als wäre ich der Treulose.

„O," fuhr sie fort — „wie können diese sanften, blauen, treuen Augen so lügen! O, stände er vor mir, ich würde" — sie zuckte nach der Brust, und ihre Hand war mit einem Stilet bewaffnet, das sie hervor riß — „diese treulosen Augen aus ihren Höhlen graben; denn mit Ihren Augen belog er die Arme.

Sie fuhr mit der scharfen Spitze so nahe an meine Augen, daß ich mich zurück beugen mußte.

„Ich bitte Sie, gute Mutter, geliebte Curradina," so nannte sie, wenn sie liebkoste, ihre Mutter — „Sie wollten ja nicht an ihn denken!"

„Nein, aber dieses Eisen ist für sein falsches Herz, für die treulosen Augen, wenn ich ihn finde. O Himmel, laß mich endlich, endlich den

treulosen Nichtswürdigen finden, der Mutter, Geliebte und Sohn verlassen konnte!"

Ich habe nie eine Frau gesehen, die so männlich zürnte als sie.

„Wer ist er denn?" fragte ich. Die Tochter führte der Mutter Hand mit dem Dolche sanft nach der Scheide.

„Ein Ungeheuer!" sagte die Mutter, sich niederlassend — „eine Schlange, die unser böses Schicksal auf unsern stillen, glücklichen Weg warf. O, wüßten wir seinen Nahmen! der Nahme, den er führte, war erlogen, wie sein Vaterland, wo er wohnen wollte. Erlogen war alles von ihm, alles, Stimme, Auge, Gestalt, nur nicht das gleißnerische Lächeln, womit er die Unschuld betrog."

Sartili aus Florenz hat oft Geschäfte für den Großherzog in Deutschland. Er verläßt endlich mit seiner Frau und Tochter Florenz, und läßt sich als Bankier in Klagenfurth nieder; aber von Zeit zu Zeit reist er mit seiner Familie zurück nach Florenz.

Er hinterließ bey seinem Tode seiner Familie ein kleines Vermögen, das hinreicht, Frau und Tochter anständig zu erhalten.

Nun erscheint auf ein Mahl in dem Hause der Witwe ein junger Mann, Nahmens Bolt, der Sohn eines Gutbesitzers in Baden, und er-

sucht Madame Sartili für Florenz um einen Brief an den Compagnon ihres ehemahligen Mannes in Geldgeschäften. Gismonda lächelt; denn sie kennt den Herrn Bolt. Er hat sie seit sechs Wochen unablässig, aber in der größten Verborgenheit, auf allen ihren Spaziergängen, sogar in die Messe verfolgt. Madame Sartili nimmt den Fremden gütig auf. Das Geschäft bringt ihn noch ein paar Mahl in ihr Haus, und Madame Sartili, die sich an Deutschland gewöhnt hat, und noch weit mehr Gismonda an ihr neues Vaterland gewöhnt sieht, zeichnet den jungen Mann, der ihre Tochter zu lieben scheint, aus.

Bolt liebt die Tochter; aber er ist blöde gegen das Mädchen, und scheu gegen die stolze, kräftige Italienerinn von Mutter. Aber eben diese ehrerbiethige Blödigkeit gewinnt ihm das Herz des Mädchens, und dennoch bleibt er immer in einer ehrerbiethigen Ferne stehen. Seine Augen verrathen nur seine Liebe, sein Mund niemahls.

Mutter und Tochter kommen ihm mit Vertrauen entgegen; er ist unendlich dankbar dafür. Seine Ehrerbiethung für die Tochter wächst, seine Hochachtung für den edelstolzen Charakter der Mutter. Sein Wesen ist einfach; und dennoch ist er ein gebildeter Mann, der Italien und Paris gesehen hat. Die höchste Redlichkeit, auf das einfachste, auf das eindringlichste aber ausgedrückt,

spricht aus jedem Worte, was er sagt. Er schaudert vor Entsetzen, wenn er von irgend einer Untreue gegen den Freund, gegen eine Geliebte hört; aber dennoch bleibt er auf seiner Gränze unverrückt stehen.

Er erröthet, wenn ihm Gismonda zulächelt. Er nimmt zitternd ihren Arm, wenn sie mit ihm einen Spaziergang macht.

Er läßt ihr unter andern Nahmen als seinem die schönsten Nachtmusiken bringen.

In ihren Fenstern findet sie die seltensten Blumen, und man weiß nicht, woher. „O, mein Gott, Signora," sagt er zurück tretend, die Hände auf die Brust drückend — „wie könnte ich so frey seyn?"

Gismonda findet auf ihrem Nachttische Spitzen, Bänder, Federn; aber mit dem holdesten Erröthen läugnet Bolt ab, daß sie von ihm kommen.

Sie findet Verse, die lieblichsten, so voll Geist, so voll Zartheit, so voll Innigkeit und Liebe, daß Gismonda beym Lesen erröthet, daß ihr Herz von Liebe pocht.

Gismonda, im Gefühle einer solchen Liebe werth zu seyn, liest sie ihm vor.

Seine Bescheidenheit nur verräth ihn. Er lobt sie nicht. Aber es ist nicht seine Hand. Er erkennt sie nicht an. Denn wie dürfte er wagen, er?

Er ist verwirrt, er erröthet, er stockt, er schlägt das Auge verwirrt und bescheiden nieder, und eben das bringt Gismondens Herz noch mehr zum Klopfen, als seine Verse, so schön sie sind.

Gismonda fängt an, ihn mit der heißen Leidenschaft ihres Herzens und ihrer Seele zu lieben.

Sie wendet alle die kleinen, unschuldigen Künste der Liebe und des Vertrauens an, das sie in seine Redlichkeit setzt, seinen Lippen das Geständniß seiner Liebe abzulocken, das in seinen brennenden verstohlenen Blicken liegt.

Madame Sartili weiß längst aus dem Hause, wo er wohnt, denn er läßt Briefe, die er schreibt, und die er erhält, offen auf dem Tische liegen, weil er so wenig mißtrauisch ist. — Madame Sartili weiß ja aus diesen Briefen, daß er reich, daß er frey von jeder Verbindung ist, daß er sogar unabhängig von seinem Stiefvater ist.

Aus seinen Briefen an seinen vertrauten Freund, von denen Madame Sartili sogar Abschriften hat, redet die heißeste Liebe, aber auch die Furcht, ob ihn die theure Gismonda auch liebt, auch lieben kann, das quälende Mißtrauen, daß sie ihm vielleicht nur ihre Hand gibt, weil er reich ist. Heiße Versicherungen stehen in den Briefen, wie glücklich er sie auf seinem reitzenden Gute

machen will, wenn er nur erst von ihrer Liebe sich überzeugt hat.

Das haben Mutter und Tochter gelesen.

Welche Zweifel können sie noch haben? Aber wie ist es anzufangen, ihn zu überzeugen, daß er geliebt ist?

Gismonda liebt ihn, liebt ihn heiß, würde ihn lieben um seiner Briefe willen; sie geht so weit, als ein Mädchen, das heiß und redlich liebt, nur gehen kann.

Sie wendet die großen, schwarzen Augen voll Liebe langsam auf ihn, schaut ihn an, bis Thränen an der schönen Wimper hängen; dann reicht sie ihm über den Tisch, an dem sie arbeitet, die Hand in zärtlicher Wehmuth, und drückt die seine zitternd.

Er springt auf, er drückt in liebender Heftigkeit, und voll Muth, die Hand an seine Brust, an seine Lippen; eben beugt er das Knie, sich vor ihr niederzuwerfen: er erschrickt. Er fährt zurück, er erblaßt. Er schlägt das Auge furchtsam nieder, und wagt es erst nach einer Viertelstunde wieder mit ihr zu reden.

Weiter kann sie doch nicht gehen. „Nein, weiter nicht!“ sagt sie seufzend — „ach! er ist doch gar zu unschuldig!“

Aber auch welch ein Triumph, dieses reine, unschuldige Herz sein zu nennen!

O welch einer unendlich schönen Minute klopft das unruhige Herz entgegen!

Was aller Menschen Lippen öffnet und allen Muth gibt, der Wein, verliert an der liebenden Ehrfurcht des Herrn Bolts vergebens seine Kraft. Er redet nicht, und aus seinen Briefen weiß Gismonda, sie darf nicht zuerst reden.

So geht er mit Gismonden auf einen Maskenball, den man auf einem Garten veranstaltet hat.

Er hohlt Gismonden in einem Wagen ab. Die Mutter lächelt; denn Gismonda ist entzückend, unendlich reitzend gekleidet. Sein Auge glüht in dunkeln Flammen der Begierde. Er hebt sie, sie kaum berührend, in den Wagen.

Er tanzt mit ihr, und hier endlich, da er im Walzen das liebliche Mädchen an seiner Brust hält, da er mit ihr die Reihen wirbelnd auf- und abfliegt, da ihr Auge mit heißer Flamme auf seines blickt, da seine und ihre Flamme der Geist des Champagners noch vermehrt: da endlich wagt seine zitternde Hand die ihre zu drücken, da umschlingt voll Inbrunst sein Arm den schlanken Leib, da läßt er zum ersten Mahle das Wort Signora weg, und nennt sie: angebethete Gismonda!

Er führt sie aus dem Saale in den Garten.

Sie läßt sich dahin führen; denn in der Einsamkeit, im stillen Dunkel allein kann er nur reden. Er führt sie in ein kleines Gartenzimmer, in dessen nächtlicher Dämmerung sie kaum den Sopha sehen, auf den sie sich setzen.

Was hat sie bey seiner Furchtsamkeit, bey seiner Unschuld zu wagen? gar nichts.

Hier endlich sinkt er zu ihren Füßen, und gesteht seine Liebe, und hört den Seufzer ihrer Liebe. Hier sinkt er an ihre Lippen, an ihren unruhig wallenden Busen, und schwört die Eide der ewigen Liebe; aber noch immer mit furchtsamer, zitternder, abgebrochener Stimme. Sie wagt ihm nichts abzuschlagen, wozu die Dunkelheit, die Einsamkeit, die Liebe ihn berechtigen.

So steigend von Rausch zu Rausch, von Trunkenheit zu Trunkenheit, von Freyheit zu Freyheit verwirrt er sie, berauscht sie selbst in Liebe und Verlangen.

Er ist außer sich vor Entzücken. Er ist ein anderer Mensch. Er reißt sie mit sich, im wilden Sturme der Leidenschaft, bis das arme verrathene Mädchen nichts mehr abzuschlagen hat, was die Liebe dem Geliebten, dem Bräutigam, dem Manne bewilligen kann.

Er reißt sich in trostloser Verzweiflung aus ihren Armen. Er nennt sich einen ehrlosen Mann, einen Bösewicht, einen Elenden, der ihrer nun ewig nicht würdig seyn kann.

Das entehrte Mädchen muß ihn trösten, muß ihm schwören, daß sie es nie ihrer Mutter vertrauen will.

Er ist in wilder Verzweiflung, und dann in eben so wilder Freude.

Er drückt sie an sein Herz, nennt sie sein Weib, Gattinn, Geliebte. Er redet von der nahen Verbindung, so nahe, daß Gismonda drein reden muß.

Er hohlt Licht, er bringt Wein mit.

Seine Augen flammen aufs neue, und da er die Geliebte in der schönen Verwirrung ihrer Kleidung, und die Wangen mit der schönen Schamröthe bedeckt erblickt, drückt er sie an seine Brust. Sie ist ja nun ganz sein, seine Gattinn, sein Weib!

Was durfte sie, was konnte sie der trunkenen Liebe noch länger abschlagen? Er reißt sie im Sturme wilder Begierde und rasender Lust mit sich fort.

Sie gehen nicht zurück auf den Tanzsaal. Wie könnte sie vor den Augen ihrer schuldlosen Gespielen erscheinen?

Gegen Morgen erst — diese Morgenröthe bedeckte mit dunkelm Kummer, mit einer schweren Ahnung Gismondens Auge — Gegen Morgen führte er sie an den Wagen.

Er erinnerte sie noch einmahl ihres Eides, ihrer Mutter nichts zu sagen.

O, kannst du es glauben, Bürger, dieses alles war das höllische Spiel einer tief durchdachten Verführung! Das hat die Mutter endlich errathen, und die Tochter hat es mit einem unendlichen Schmerze gegen die Mutter bestätigt.

Die erste Ahnung davon hat Gismonda, da Bolt am andern Tage sie wieder auf denselben Garten führt, und zu dem Gartenhäuschen, wo sie ihre Unschuld verlor, den Schlüssel aus der Tasche zieht.

Sie stutzt, sie frägt. Jetzt hat er auf jede Frage eine beruhigende Antwort. Sie muß ihm folgen; denn sie ist in seiner Gewalt, in einer Gewalt, der sie nicht mehr entrinnen kann.

Wenn sie den Geliebten verloren hätte, sie muß sich den Gatten erhalten.

Aber sie hat den Geliebten nicht verloren. Er umfaßt sie mit einer unendlichen, beruhigenden Liebe.

Den einzigen Preis, den er auf seiner Liebe setzt, ist, daß sie das Geheimniß ihrer Mutter verschweigt. Sie verspricht es, sie muß es versprechen; denn sie muß ja den Gatten, den Geliebten erhalten.

Aber alles ist verändert. In Gegenwart der Mutter ist er noch der blöde Liebhaber, der nicht frey das geliebte Mädchen erblicken kann.

Ist er mit ihr allein, und die Mutter hindert seine Spaziergänge nicht, so ist sein Weg auf den Garten, bis endlich die Unglückliche sich Mutter fühlt.

Da bleichen die Rosen von den schönen Wangen, da bedeckt eine trübe Dämmerung das Feuer ihrer Augen. Ihr Stolz ist dahin, ihre Ruhe. Sie

kann ihr Auge nicht mehr gegen die Mutter erheben; es ist mit Thränen bedeckt.

Die Mutter wird aufmerksam. Sie beobachtet das junge Paar. Sie ahnt, sie vermuthet, sie erräth.

Sie geht ihnen nach. Sie sieht sie in das Gartenhaus verschwinden.

Sie geht zurück und überlegt. Die Tochter kommt zu Hause, die Schuld auf dem bleichen Gesicht.

Die Mutter drückt die unglückliche Tochter an ihre Brust, und bittet sie, ihr zu sagen, was ihr ist.

Die erblaßte Tochter schweigt.

„So will ich dir sagen,“ sagte sanft die Mutter, der Tochter Hand fassend, und sie an ihren Mund drückend — „Du bist schwanger!“

Die Tochter schweigt, nur immer mehr erblassend.

„Ich bitte dich, liebste Gismonda, nenne mich nur jetzt ein Mahl Kurradine, laß mich den Nahmen der Liebe jetzt von deinen Lippen hören!“

Die Tochter schwieg, und fing an zu schwanken.

Da kniete die Mutter vor der Tochter, und Gismonda rief: „Kurradine! geliebte Mutter! Ich bin unschuldig; aber nur unglücklich!“

„Das bist du, theures Kind, du, meines Le-

bens Licht, das bist du! Daran kann ich nicht zweifeln. Bolt ist's?"

Gismonda nickte nur statt der Antwort.

„So erzähle! erzähle Gismonda! Ich fürchtete viel mehr, viel mehr!"

Da erzählte Gismonda, und die Mutter unterbrach sie nicht, bis sie geendigt hatte.

„Wäre es möglich," sagte die Mutter ernst — „er wäre ein Bösewicht? O, wäre es möglich?" Sie fing an zu fragen, und Gismonda antwortete mit Zittern, mit dem ängstlichsten Sträuben ihres Herzens, mit der unbeschreiblichen Furcht, ihre Mutter möchte sagen, was sie ahnte, aber nicht wissen wollte: „er ist ein Bösewicht!"

So lockte ihr die Mutter mit einer Frage nach der andern das entsetzliche Geheimniß ab.

„Meinst du, Gismonda," fragte sie dann kalt — „daß er dich heirathen wird? Sage mir die Wahrheit!"

„Ich zweifle manchmahl, liebe Mutter! Denn Liebe, Liebe will er nicht; er will der Leidenschaft wüthende Flamme, ach, und ich liebe ihn! O wenn er das nur ein Mahl wüßte, glaubte! Er" — setzte sie mit groß aufgerissenen, erstarrten, entsetzlichen Blicken hinzu — „er glaubt an keine Liebe."

„Und verdient keine!" rief die Mutter — „ich bitte dich, Gismonda, überlege, wähle mit Ruhe! Denn ist dieser Mensch ein Betrieger: so

wollt' ich lieber mit einem blutigen Tieger zusammen leben, als mit diesem. Er wird dich verlassen! Wir werden ihn nicht wiedersehen! Gut denn! Wir verlassen Klagenfurth. Wir wohnen irgendwo: du unter dem Nahmen einer jungen Witwe, Mutter. Sieh, Gismonda, ich sehe noch immer die Pforten des Glücks dir geöffnet!"

„Und sie so ruhig, meine Mutter?"

„Gewiß ruhig, Gismonda, gewiß, obgleich so schmählich von ihm betrogen, beschimpft! Bist du unschuldig? Bist du nur unschuldig!"

„Ja, Kurradina, das bin ich!"

„Denn ich will ihm nicht Unrecht thun. Bist du schuldig: so gesteh den kleinsten Theil deiner Schuld!"

„Mutter, wobey soll ich schwören, ich bin unschuldig?"

„Bey seinem Blute!"

Da sank Gismonda, die ihre Mutter kannte, vor ihr nieder, und rief: „warst du unschuldig, Mutter? Hast du keine geheime Wünsche gehabt, ihn zu halten? habe nicht ich?"

Die Mutter sah finster die Tochter an. „Ich verspreche dir, Gismonda, ich will ihm Zeit geben zur Reue. Ich will mit ihm reden. Wir waren nicht ganz ohne Schuld."

Bolt kam, Gismonda war entfernt. Er trat zu der Mutter ins Zimmer. Die Mutter schloß ruhig die Thür ab, und steckte den Schlüssel ein.

„Ich habe mit Ihnen ernst zu reden, Bolt,“ hob die Mutter an, und setzte sich, und hieß ihm sich setzen — „meine Gismonda ist schwanger, und ich weiß, wie alles gekommen.“

Er warf sich zitternd der Mutter zu Füßen, nannte sich einen Elenden, gab sich alle Schuld, vertheidigte der geliebten Gismonda Unschuld, bath um ihren Segen zu seiner Verbindung mit Gismonden, und spielte seine Rolle so natürlich, daß er fast die Mutter betrogen hätte.

„Gut, Bolt, dann steht alles gut, und meine Sorge ist vorüber. Aber ich habe Ursach zu glauben, daß Sie ein Betrüger sind, daß Sie Gismonden verlassen wollen; und auf den Fall müssen Sie wissen, was mein Wille ist. Sie könnten denken, daß wir, wie Deutsche, wenn Sie nun Gismonden verlassen haben, uns das Haar ausraufen, und feige Verwünschungen hinter dem Betrüger hersenden werden, und dann still in dem Abgrunde der Schande untergehen. Darin haben Sie sich geirrt. Ihre Rechnung war richtig. Sie haben den Triumph, unter der Larve der blöden Unschuld ein edles Mädchen hingeopfert zu haben, das sich selbst, das Ihnen die Mutter entgegen trug, das Sie entehrten, ohne schuldig zu scheinen. Nein, Herr Bolt, lassen Sie mich ausreden! Ihre Rechnung war richtig. Sie vergaßen nur einen kleinen Punkt, die Mutter, und ein kleines blitzendes Geräth, dieses!“

Sie zog einen Dolch aus dem Busen, und legte ihn ruhig vor sich auf den Tisch.

„Wir haben Liebe, glühende Liebe für die Liebe, wir Italienerinnen; aber für den Treulosen dieses Eisen.“

„Sehen Sie hier diesen Blutfleck! Meines Mannes Bruder stieß ihn in die Brust eines Treulosen, der seine Schwester verführte und verließ. Ich habe ihn geerbt, diesen Dolch, und ich gebrauche ihn gewiß, mein Herr!“

Sie verbarg den Dolch wieder in ihren Busen.

Er sinkt aufs neue zu ihren Füßen, und schwört.

„Sparen Sie Ihre Schwüre! Wenn Sie ehrlich sind: so ist die Sache leicht abzumachen. Ich lasse meinen Beichtvater, dem ich die Sache im Beichtstuhl vertraut habe, hohlen, er legt den Segen der Kirche noch heute auf Ihre und Gismondens Verbindung, und wir alle sind glücklich.“

Hier schwieg sie.

Bolt machte hier eine Einwendung, und bath nur um die Zeit, da er Antwort von Hause haben könnte.

„O gern! recht gern!“ Fährt die Mutter fort — „das wären aufs höchste vierzehn Tage. Und nichts treibt uns, wenn Sie ein redlicher Mann, nichts, wenn Sie ein Betrieger sind; denn wären Sie ein Betrieger: wie würde ich Ihnen das Herz, das Leben meiner Gismonda vertrauen! Sie sehen,

mein Herr, wir wollen nicht Ihre Hand, nicht Ihren Nahmen, sondern Ihre Liebe. Sind Sie ein Betrieger, wie ich glaube: so werden Sie Gismonden verlassen. Das mögen sie ruhig, mein Herr! Keine Drohung der Mutter, kein Seufzer der Tochter soll Sie hindern. Ich verlasse hier Klagenfurth, ziehe weit von hier, wo man mich und mein betrogenes Mädchen nicht kennt. Gismonda lebt unter dem Nahmen einer Witwe bey mir, so glücklich sie kann; und wäre es denn so schwer einen Bösewicht zu vergessen?"

„O bey dem ewigen Gott des Himmels, liebste Mutter —"

„Lassen Sie mich ausreden! Ich gehe ins Badensche. Ich verberge mich in eine tiefe Einsamkeit, und beobachte Sie. Wollen Sie heirathen: dann, dann erscheint die Mutter, mein Herr! Ich werfe mich an dem Throne Ihres gerechten Fürsten nieder, und fordere Gerechtigkeit. Ich führe meine Tochter und Ihr Kind vor die Augen Ihrer Braut, und reiße dem Betrieger die gleißende Maske ab."

Hier sah die Mutter ein ganz kleines Lächeln sich auf seine Lippen stehlen; aber Sie drückte den Zorn nieder, der in ihrem Herzen schwoll.

„Sie lächeln?" fuhr sie fort — „oder schien mir es so? Aber lächelten Sie, so weiß ich, worüber Sie lächelten. Es ist in unsern Händen nichts, gar nichts, was unsere Ansprüche erweist. O mein Herr,

das weiß ich so gut als Sie, daß Sie nie schrieben, nie eine Zeile antworteten, wenn Ihnen Gismonda schrieb. Niemand weiß, daß Sie Gismonden allein sahen. Sie sind ganz sicher. Sie könnten sogar sagen, wir hätten Sie verführt; denn Sie haben nie Ihre Liebe gestanden, nie das Wort Liebe über Ihre Lippen gebracht. Was hat das Mädchen, wenn sie unschuldig war, mit dem Manne, der nie von Liebe redete, um Mitternacht in dem einsamen, dunkeln Gartenhause zu thun? Ihre List hat alles berechnet, das Herz des Mädchens, den Zufall, die Zukunft, alles, alles, nur nicht die Mutter, nur nicht den kleinen Dolch."

„Eine Fremde wirft sich an dem Throne nieder, klagt einen Mann der ungeheuersten, der aller unmenschlichsten Betriegerey an, und hat keine Beweise, als die Schönheit, als die Unschuld des Mädchens, und einen makellosen Wandel, den jeder hier bezeugen muß. Ich aber, mein Herr, ich fordre Sie dann auf, zu gestehen, ob Sie meine Tochter verführt haben oder nicht. Gestehen Sie, gut! so fordre ich für das Kind, das Gismonda ans Licht bringen wird, Ihren Nahmen, und den Theil Ihres Vermögens, der ihm gebührt. Läugnen Sie, dann habe ich alles gethan, was ich thun mußte. Versagt die Gerechtigkeit des Throns der Fremden Schutz: so stehen wir beyde dann allein gegen einander über, Sie mit der höllischen Schuld auf dem Herzen, ich unschuldig, Mutter,

Betrogene mit diesem Dolche in der Hand, ruhig entschlossen, das Ungeheuer, das meine Tochter entehrte, meinen Nahmen, den Nahmen meines Mannes, den Nahmen meines Enkels, aus der Welt zu schaffen. Und legten sie diese bewaffnete Hand in Ketten, in schwere Ketten: so habe ich einen Sohn in Italien, mein Herr, der den Dolch erbt, und meine Rache, und die Schande seiner Schwester."

„Und nun, mein Herr, habe ich Ihnen nichts mehr zu sagen! In vierzehn Tagen habe ich hier verkauft, was mein ist. Gismonda begleitet Sie als Ihre Frau, oder ich als Ihr Racheengel."

Sie sah ihn hier ernst an.

„Vielleicht, mein Herr, ist auch Ihr Nahme Bolt eine Lüge, und Ihr ganzes Leben ein Betrug, und ich suchte Sie vergebens in ganz Deutschland, und das wäre Ihr Triumph. O!" — sie griff schnell nach dem Heft des Stilettes.

In diesem Augenblick las die Frau die Schuld auf dem zerstörten Gesicht des Bösewichts. Er bath, mit furchtbaren Eiden seine True, seine Unschuld versichernd, nur um acht Tage Zeit.

„So viel Zeit Sie wollen!" sagte die Mutter, und öffnete die Thür.

„O mein Himmel!" rief er — „womit hat mein Herz dieses entsetzliche Mißtrauen erregt? O Mutter, Mutter, grüßen Sie meine Gis-

monda, und morgen, ja morgen, und immer sehe ich Sie wieder!"

Mit diesen Worten ging er.

Die Mutter verschwieg der Tochter diese ganze Unterredung.

Der morgende Tag erschien. Die Mutter hatte noch immer eine kleine Hoffnung.

Er kam nicht. Er war noch die Nacht heimlich abgereist.

Wie die Nachricht ankommt, zerschmilzt die Tochter in Schmerz und Thränen. Die Mutter tritt stolz an das Instrument, und sing die erhabene Arie von Graun aus dem Britannicus: mi paventi.

O lieber Bürger, du solltest diese Frau diese mächtig einfache Arie singen hören, und besonders die Stelle: sono madre!

Wenn der Bösewicht von der Mutter diese beyden Worte singen hörte: die Todesanst würde, so lange er lebte, in seiner Seele mit diesen Tönen fortzittern.

Die Mutter verkauft alles, was sie in Klagenfurth besitzt, und reist heimlich mit ihrer Tochter ins Badensche.

Sie suchten das Dorf, wo sein Gut liegen soll, und Nahmen und Gut sind Lügen.

Niemand von allen Menschen, die er genannt hat, kennt den Nahmen Bolt.

Mutter und Tochter sind überzeugt, daß er

von dem ersten Augenblicke, wo er Gismonden sah, den Plan gehabt hat, sie zu verführen.

Gismonda kommt nieder. Ach, die unglückliche junge Mutter ringt noch immer zwischen Liebe und Abscheu gegen den Bösewicht, zwischen Glück und dem still gewordenen Schmerze.

Die Mutter erinnert sich endlich, daß er ein Mahl in einer Gesellschaft von der Residenz hier geredet hat, und so, daß sie überzeugt ist, er habe hier eine Zeit lang gelebt. Das hat sie hierher gezogen. Das hat sie in ihre Einsamkeit auf meine Nachbarschaft gebracht.

Ich fragte die Mutter, ob sie wirklich fest entschlossen sey, ihre Drohungen auszuführen.

Sie sah mich starr an. „Sono madre!“ rief sie mit einem erhabenen Zorn, und dann sagte sie wieder mit sanfter, noch zerschmolzener Stimme noch ein Mahl: — „sono madre!“

Es lag etwas Herzzerschneidendes in beyden Tönen. Aber ich errathe nicht, was sie will.

Aber ich nehme immer mehr einen schmerzlich schönen Antheil an dem Schicksal der beyden Betrogenen, an dem schönen, auf ewig gebrochenen Herzen der Tochter, und an dem hohen, muthigen Geiste der Mutter, die wie die Schicksalsgötinn ihr eigenes Schicksal webt, und das Leben nicht aus dem schönsten, aber doch aus einem hohen Gesichtspunkt ansieht.

Ihre Worte sind nicht erhaben; aber du wür-

best sagen: sie denkt und fühlt mit der Musik. Denn du solltest nur ein Mahl sie singen hören: sono madre! und dann wieder, wenn Gismonda bey dem schönen Kinde auf dem Boden sitzt, und im zarten Blumenspiel mit dem Kinde Gram und Untreue und alles vergißt, und in der heiligen Welt der Mutter so selig ist, wie die stolze, hohe Frau dann die Worte sono madre! mit welchen weichen Tönen, die weicher sind als die Blumen, womit das Kind spielt, weicher noch als die Thränen der Freude, die Gismonden in den Augen hängen, sie diese Worte singt.

„Sie könnten, denk ich, glücklich seyn, Madame Sartili, wenn Sie vergessen wollten.“

Sie lächelte, und sagte: „soll denn der Mensch alles vergessen? Soll der Raum zwischen Schlaf und Schlaf immer ein ganzes Leben seyn? und gestern nichts, und morgen nichts? Soll der Mensch nur das Vergnügen zählen, und nie die Zukunft? Soll der Entschluß seyn, wie das Meer, wo die zweyte Welle die erste auslöscht? Sagen Sie, daß ich Unrecht thue, nicht, daß ich vergessen soll. Thäte ich Unrecht, auch das will ich nicht vergessen. Ist es kein Verdienst, der Zeit zum Trotz einen gerechten Entschluß fest halten? „In Sparta hätte die Frau zu Hause gehört, oder in dem alten Rom!“

Dein Schweizergeschichtchen habe ich gelesen, lieber Bürger; aber nein, ist mir Olympie ꝛc.

fremd, nur ein wenig fremder als du warst, da ich dich anredete, da ich dich an meine Brust drückte, und wußte, ich hatte den Bruder am Herzen: so ist mir ewig alles Schöne, alles Edle fremd.

Die Schweizerinn war dir fremder als mir, Olympie.

Aber will ich denn dem Vater das Mädchen entführen? Habe ich nicht geschwiegen? Habe ich nicht das Haus verlassen? Und wenn ich Hoffnungen habe: o mein Freund, wie gering ist die Hoffnung, die ich habe! so ruhen sie alle auf der Zeit, auf meinem künftigen Schicksale, keine auf der Gewalt. Doch davon ein andermahl! Leb wohl!

Marie an Agnes.

Aus der Residenz.

Hier bin ich, meine gute Agnes; und wirst du es glauben, ich habe meinen Sohn noch nicht gesehen, obgleich ich von Sonnenbergen einen Brief an ihn habe. Ich reiste über Trausen; denn was ich von meines Sohnes Frau gehört hatte, machte mich begierig, sie kennen zu lernen. Ich wollte nur einen Tag lang da bleiben, und dann sogleich zu Bardesteins in die Residenz gehen. Aber, o meine Agnes, hätte ich nicht den Tod meines geliebten Mannes, und den Gram

um meines Sohnes Leben dem Schicksal als einen Tribut meiner Menschheit abgegeben: so würde ich zittern vor dem vielen Glücke, was mir auf ein Mahl begegnet.

Mein älterer Sohn, den das Meer verschlungen hat, erscheint wieder, und seinen Bruder, an dessen Glück ich fast zweifelte, obwohl er ein sehr edler Jüngling war, so fest hatte ein Vorurtheil seines Lehrers über die Treulosigkeit der Weiber in seinem Kopfe Wurzel geschlagen; ach diesen theuern Sohn finde ich glücklich wieder, in den Armen einer vortrefflichen Frau, deren Liebe mein Sohn auf die allerseltsamste, und auf die allergefährlichste Weise erworben hat.

Doch davon ein andersmahl, liebe Agnes!

Ach Agnes, ich kann dirs nicht sagen, wie groß das freudige Weh meines Herzens wurde, da mir überall, wohin ich kam, eine unerwartet erfüllte theure Hoffnung, wie eine Pforte des Himmels sich öffnete!

Meine Augen hingen fast immer voll Thränen so weich war mein Herz unter der vielfachen Seligkeit geworden.

So trat mir — da ich in den Gartensaal meines Sohnes trat; er war auf der Jagd — seine junge Frau, lieblich wie die junge Grazie, und unschuldig und fromm, wie eine Heilige entgegen; und da ich meinen Nahmen nenne, schluchzt sie vor Freuden, und ich schluchze, und alles, was ich sehe,

und alles, was ich höre, dringt wie ein Strom von seliger Freude in meine Seele: die heitere Stirn meines Sohnes, die Tochter, mein Enkel, das glückliche Leben, voll vorsichtiger Weishit, was sie führen. Und Agnes, Agnes, ich fragte in hypochondrischer Aengstlichkeit meinen Sohn: ob nicht die Morgenröthe auch wohl den Tod bedeute, oder Unglück.

Er lächelte, und sagte: „Der Tod ist die Morgenröthe der Ewigkeit.“ Denn, Liebste, ein neuer Freudenkranz fiel auf meine Stirn. Meine Schwiegertochter ist die Schwester des edlen Predigers in Holm.

Aber sieh, so nahe steht mein Geheimniß vor der Entdeckung. Ich dankte Gott, daß Holm am andern Ende Deutschlands liegt.

Es sollte meine erste Frage seyn nach meinem Sohn. Aber ich schwieg jetzt, bis ich von ungefähr des Nahmens Barbesteins erwähnte; da fragte er nach dem jungen Künstler.

Er redete von seinem Bruder, ohne ihn zu kennen, mit der heißen Liebe eines Bruders und des Freundes. Er hörte nicht auf, von ihm zu reden; da fiel ja wieder die wehmüthigste Freude über mein weiches Herz, und ein tiefer Schmerz, daß ich es seyn soll, die zwey Brüder zurückhält, sich nicht zu erkennen.

O Agnes, du hast zwar gesagt, ich thäte wohl, den Schleyer des Geheimnisses über meines Sohnes Leben unangetastet ruhen zu lassen. Aber

ach, soll ich nie das Wort Bruder von den Lippen meiner Söhne hören? Ach, soll ich denn nie den geliebten Jüngling an mein Mutterherz drücken? Wie ist es möglich? O Agnes, wie kann dein edler Mann — denn alle seine Gründe sind ja nur von der Schwierigkeit hergenommen, die Geburt meines Sohnes zu beweisen, und von dem Ansehen der Boisens, und der Grafen Sonders — wie kann er verlangen, die Mutter soll ihren Sohn nicht erkennen?

Und überlege ich seine Gründe, so hat er Recht; so zittre ich vor dem Augenblick, da ein Zufall das gefährliche Geheimniß ans Licht reißen kann.

Aber höre weiter!

Wir reden noch immer von ihm, von Bürger, von den edlen Pflegeältern meines Sohns. Jetzt erzählt Aurora einen Zug seines sanften Herzens, und dann mein Sohn einen Zug seiner erhabenen Seele. Und Aurora — so heißt seine Frau — und wie seltsam! sie hat den Nahmen von meinem Sohn, als ein Symbol seines Glücks. Und ich machte auf der Sandbank, die meines Sohnes Leben rettete, die Morgenröthe zu dem himmlischen Zeichen meines Glücks! — und Aurora setzt ihn ihrem Manne gleich; aber ihr Mann ruft eifrig: „Er, er ist der Erste in unserm Bunde der drey Freunde! Ich reitzte das Geschick, Bürger trotzt ihm, aber Braune versöhnt es mit der weichen und starken Seele.“

Das hörte ich täglich, und täglich wurde meine Seele weicher. Ich mußte oft gehen, um mich auszuweinen.

Sieh, so zeigt mir eines Tages Aurora die Zeichnungen, seine Gemählde in dem Zimmer, wo er gewohnt hat, und meine Blicke bleiben auf dem Kopfe einer Muse hängen.

Es war Olympiens Kopf, vollkommen getroffen.

Ich frage schnell: „Wer ist das, Aurora?"

„Urania; Mütterchen. Sie sehen's ja an der Sternkrone auf dem schönen Haupt. Den Kopf hielt er für das Ideal der Kunst, so sehr, daß mein Mann oft lachend sagte, wenn er ihn mit so innig bewundernden Blicken so oft betrachtete: Es ist des Künstlers Geliebte; und fast möcht' ich glauben, mein Mann hat lachend die Wahrheit getroffen. Denn ging er, so nahm er gleichsam Abschied von dem Kopfe, und kam er, so war das Bild das erste, was er begrüßte."

Nun fiel mir ein, was die Baroninn kopfschüttelnd sagte, da ich bey ihr meinen Sohn sehen sollte.

„Die da," sagte sie von Isabellen — „macht mir keine Sorge."

Auf ein Mahl war mir alles hell. Alles! Er liebte Olympien; o jetzt verstehe ich ja alles das Räthselhafte, was Isabellen entschlüpfte, da sie nachher über ihn redete!

Olympie liebt ihn!

Eine neue, eine schöne, himmlische Morgenröthe stieg wieder aus dem dunklen Abgrund des Meers, das ihn verschlang, an meinem Himmel auf.

Olympie! Ach, es war der Wunsch meines Lebens, daß mein Sohn Olympien nur sehen sollte. Ich wußte gewiß, er würde sie lieben.

Er schlug mir es hart ab, mit den Worten: „Ich gehe zu keinem Mädchen, um sie zu lieben.“ Und nun liebt sein Bruder sie, sie die Tochter des stolzen Barons, und ich soll mich nicht zu ihm bekennen, Agnes? Ich soll nicht sagen: „Er ist mein Sohn!“ ich soll das Mädchen, daß ich unendlich liebe, ich soll meinen Sohn in einer stummen, unglücklichen Liebe untergehen sehen? O Gott, Agnes, es ist nicht möglich! Ich sende dir diesen Brief. Zeige ihn deinem edlen Manne; sage ihm, eine Mutter habe ihn geschrieben, habe ihn mit Thränen benetzt. O, soll ich ihn noch ein Mahl in den Wellen eines härtern Schicksals versinken sehen, und ich soll meine Arme nicht um ihn schlagen, und rufen: „O Gott, er ist mein Sohn? Muß ich das, weil Menschen mächtig sind? Ist die Mutterliebe nicht mächtiger? Ist Gott nicht mächtiger, der ihn rettete? —“

Marie an Agnes.

Ich habe deines Mannes Brief gelesen, und zittre noch. Es soll unmöglich seyn? es soll? O mein Gott! mein Gott! aber es soll! Ach, ich wollte, ich hätte mich dem edlen Pfarrer in Holm entdeckt, so wäre vielleicht schon alles geschehen!

Aber ich Arme muß gehorchen; denn ist nur die Hälfte von Grausamkeit in der Brust habsüchtiger Menschen; so — o weh! Aber ich gehorche.

Ich kam nun hier an. Ich konnte die Zeit nicht erwarten, daß ich umgekleidet wurde, um zu Barons zu fahren; und da ich die Treppe hinauf ging, hatt' ich nicht Athem genug, nicht Stärke genug; so gewaltsam wirkte der Gedanke auf mein Herz, ich sollte ihn sehen!

Ich sammelte alle meine Stärke, um mein Herz zu verbergen. Ich trete ins Zimmer, und Isabelle fliegt mit ihrem gewöhnlichen Ungestüm in meine Arme. Die Mutter und Olympie waren auf einem Besuche.

O du glaubst, mit welch einer reinen Mutterfreude ich das theure Mädchen, das er gerettet hat, und das ihn dafür so leidenschaftlich liebt, an mein Herz drückte!

„Und wo hast du deinen Freund, Isabelle, deinen Retter?“

Sie sah mich mit recht schmerzlicher Wehmuth an.

„Die Welt ist voll böser Menschen, glauben Sie mir, meine gnädige Tante!“

„Wir gehören nicht dazu, Isabelle, und Olympie auch nicht, und dein Engel, denk' ich, gar nicht.“

„Ach, viele, die mir nahe, ach nahe angehen! Und warnte eine Stimme vom Himmel: die Menschen lächeln und hören nicht. Sie werden sehen, wie bleich Olympie ist; aber weil sie lächelt, lächelt auch mein Vater, und sagt: es hat nichts zu bedeuten.“ Olympie wird im Sterben noch lächeln; das will er nicht glauben.“

„Du erschreckst mich, liebe Isabelle, was ist dir denn?“

„Das größte Unglück schwebt über ihrem Haupte, wie ein Habicht über einer schlagenden Nachtigal. Weil sie schlägt, lächelt jeder, und sagt: Es hat nichts zu bedeuten. Sie kennen den Herrn von Boisen, des Präsidenten Sohn? Olympie wird Ja sagen, wenn der Vater will, und die Mutter bittet, und —“ sie wischen sich die Augen.

„Das wäre freylich sehr übel! Aber der Oberst?“

„Wäre ich ein Mann wie der Oberst, so — wäre Olympie gerettet. Aber da tragen sie die Dornen eine bey einer vorsichtig aus einander, um die giftige Schlange in ihrem Neste zu erhaschen. Fort ist sie! Ich griff muthig in die Dornen, Tant-

chen, und ließt es ritzen und bluten und schmerzen. So sollte man. Der Oberst liebt uns, und redet vom Herzen weg, und flucht; aber der Vater läßt das Gewitter vorüber gehen, und Sie sollen sehen."

Die Heftigkeit ihrer Empfindung nahm ihr fast den Athem zu ihren Worten.

„Sehen Sie, ich gehe nicht hin, durchaus nicht. Mein Vater mag befehlen, wie er will. Ich hasse diesen Boisen. „Das muß man nicht," sagte mein Vater. Tantchen, wie wollt' ich lieben, wenn ich nicht hassen dürfte? Das ist so klar; aber sie wollen es nicht begreifen. Ich will hassen, recht von Herzen, den Tieger, und hielten ihn tausend Ketten, die Katze, und wäre sie noch so zahm, die Blindschleiche, und wäre sie noch so schön, den Bösewicht, und wäre er noch so reich und mächtig!"

Das ergriff mich so gewaltsam, daß ich das Mädchen an die Brust drückte, und in Thränen zerfloß.

Sie trocknete mitleidig meine Thränen.

„Trockne deine, Isabelle!"

„Ach nein: denn mein Auge wird nie trocken werden. Ich bin an Thränen gewöhnt. Ich wollte, Olympie könnte mit meinen Augen weinen."

„Warum?"

„Jede Thräne, die sie weint, reißt ein Stück von ihrem Leben ab. „„Ich weine, weil die Menschen so feig sind; und Thränen des Zorn," sagte Braune,

sind wie Thränen der Freude. Sie machen die Brust leicht.“ “

„Ach,“ sagte sie voll Zorn — „ich wollte, ich wäre ein Mann, o Herr von Boisen — der Feigherzige! Ach, Sie wissen das alles nicht, liebstes Tantchen! auch darf ich nicht reden. Dieser Boisen — O dieser Boisen! Nur eine Stunde möchte ich ein Mann seyn.“

Sie legte die Hand über die Augen. „Ich habe meiner Mutter ja zu verstehen gegeben. Man glaubt mir nicht. Man denkt, ich hasse Boisen, weil ich Braunen liebe. Olympien darf ich nichts sagen. Die Abscheulichkeiten würden ihr Herz zerbrechen. Aber er zerbricht es doch, spät oder frühe, und dann, dann! O dann!

Die Augen blitzten auf, die Arme hoben sich, der Fuß stampfte, das Gesicht erblaßte, aus den Augen flossen nicht, sondern strömten, stürzten Thränen.

Ich kam auf meinen Sohn zurück. Ich fragte, wo er wäre.

Sie antwortete sehr ruhig: „Er ist fort. Er hat das Haus verlassen müssen, wo — Er mußte!“

„Weißt du, wo er ist? ich habe von seinem Freunde, meinem Sohn, einen Brief an ihn.“

Ein reiner Himmel ging auf dem holdseligen Gesichte auf. „Geben Sie den Brief mir; ich will ihn besorgen.

Ich sah wohl, sie stand mit ihm im Zusammenhange, den sie auch gar nicht läugnete, da ich fragte; aber über sein Verhältniß zu Olympien nicht ein Wort.

Ein seltsames Mädchen! Da ich ihr sagte: „Mein Sohn hat mir den Auftrag gegeben, deinen Retter wie meinen eigenen Sohn zu behandeln!" da fuhr sie zusammen, legte den Finger an die sinnende Stirn, dann senkte sie das Haupt, und schwieg.

Sie sagte mir seine Wohnung. Das war alles, was ich erfuhr.

Olympie und ihre Mutter kamen zurück. Olympie war ein wenig bleicher. Die beyden Schwestern umarmten sich nun mit einer Innigkeit, mit einer heiligen Heimlichkeit, daß ich gewiß weiß, ist etwas zu vertrauen da: so ist Isabelle Olympiens, oder vielmehr Olympie Isabellens Vertraute.

Sie verließen das Zimmer. Die Mutter sah ihnen seufzend nach.

„Auf wen ging der Seufzer, liebe Baroninn? Auf Isabellens Heftigkeit?"

„Nein, für Isabellen habe ich keinen Seufzer. Was du Heftigkeit nennst, Marie, ist Muth, mit dem sie ein Mahl sich Bahn machen wird, wenn Menschen in ihren Weg treten. Glaube mir, sie ist so sanft, wie Olympie. O wie sanft wie unbeschreiblich weich war sie gegen den jungen

Mahler, der sie rettete! O wie wird die einst lieben!"

"Und dieser junge Mahler?"

"O Marie, hätte er eine Sylbe mehr an seinem Nahmen, um Olympien zu der glücklichsten Frau auf dem weiten Erdkreise zu machen!"

"Sie liebt ihn?"

"Ich fürchte, mit der ganzen Gewalt ihres weichen und frommen Herzens, obgleich sie nichts sagt."

Sieh, liebe Agnes, nun öffnete sich ihr Mutterherz. Ja, mein Sohn liebt Olympien, Olympie ihn.

Der verkehrte Vater hat das Glück seiner Tochter darauf hin gewagt. Der Mahler sollte die Töchter zeichnen, und italienisch lehren, und den Baron auf des Fürsten Wunsch in die Residenz begleiten.

O Agnes, Agnes, frage doch deinen edlen Mann, ob denn nicht eine Möglichkeit ist, meinen Sohn anzuerkennen? O, frage ihn, frage ihn ja, wenn er recht lieber Laune ist, wenn er eben seine Tochter voll Liebe an sein Herz gedrückt hat, so frage ihn, ob es denn gar nicht möglich ist. O mein Auge und mein Herz schwimmen in Thränen!

Der Justiz-Director von Holpe an die Frau von Sonnenberg.

Glauben Sie mir, Freundinn meiner Agnes, meine Augen stehen auch voll Thränen bey diesem Briefe. Es ist unmöglich! Es ist ganz unmöglich!

Ich bin auf des Grafen Sonders Gut gewesen; unter einem Vorwande ließ ich mir das Kirchenbuch zeigen. Im ganzen Kirchenbuche steht nicht ein Wort von Ihrer Trauung mit dem Grafen Sonders. Alle übrigen Zeugnisse, sagen Sie selbst, sind mit Ihrem seligen Gemahle verloren gegangen. Ihr Zeugniß und Ihres Bedienten Zeugniß gilt ganz und gar nicht.

Alle Ihre Verwandten, alle Verwandte der Sonders, die ganze Gegend hier weiß, daß der unglückliche Graf, Ihr Gemahl, nie verheirathet war, so wenig, wie Sie vor ihrer zweyten Ehe. Tausend von Zeugen leben, die beschwören können, daß sie Sie in der Gesellschaft des Grafen nie gesehen. Sie können nie, nie zu einem Beweise kommen.

Hätten Sie, da das Unglück auf dem Meere geschah, gerichtliche Beweise gesammelt, es wäre die Frage, ob man sie anerkennen könnte. Sie verwickeln sich in einen Prozeß, der schlechterdings nicht zu Ihrer Ehre ausfallen kann.

Desto schlimmer für Ihren Sohn, wenn die dabey beeinträchtigten Menschen sich heiml[illegible] [illegible] zeugen, Sie könnten Recht haben! [illegible]

das Daseyn Ihres Sohns ewig für die Familien, welche die Sondersche n und die Sonnenbergschen Güter besitzen, ewig gefährlich. Und Macht und Habsucht könnten leicht Ihr Mutterherz noch tiefer verwunden, als jetzt die Mutterliebe es verwundet. Schaffen Sie Beweise, und dann, dann wäre es Ihre unerläßliche Pflicht, Ihrem Sohne zu seinem Rechte zu verhelfen, sein Charakter möchte seyn, wie er wollte, und müßte Ihr edler zweyter Sohn darüber ein Bettler werden! Mir stehen Thränen in den Augen; aber es ist nicht anders. Das ist die Dornenkrone meiner Würde, daß mir das ewige Gesetz mehr gelten muß, als die Selbstüberzeugung. Als Mensch will ich schwören, er ist Ihr Sohn. Als Justiz-Director muß ich andere Beweise fordern, als Thränen, Liebe, und ein Mutterherz. Ich bin Vater. Meine Hand zittert, mein Herz schlägt unruhig. Aber noch ein Mahl: es ist unmöglich! —

Marie an Agnes.

Nun denn: Es ist unmöglich! O ich unglückliche Mutter! Es ist unmöglich!

Ich schrieb nun meinem Sohn ein paar Worte, worin ich ihn bath, zu mir zu kommen, weil ich von meinem Sohne Briefe für ihn hätte.

O Agnes, da endlich stand er vor mir! da endlich konnte ich meine Blicke an ihm weiden, konnte die Züge seines Vaters aus dem jugendlich schönen Gesichte hervor suchen!

Ich hatte mich lange auf diesen Besuch vorbereitet, und so war ich ruhig genug und freudig, und Mutter genug, meinen Blick in sein Inners zu werfen.

„Ich habe von Ihren Arbeiten bey meinem Sohn etwas gesehen, lieber Braune, eine Urania, zum Exempel, die aber hier Olympie heißt. Ich glaube, die beyden Nahmen bedeuten dasselbe.“

O wie schön erröthete er!

„Fast sollte ich glauben, das Bild, das der Künstler so tief in seiner Seele ruhen hat, daß er es an jedem Ort mahlen kann, müßte auch ein wenig in des Künstlers Herzen wohnen.“

„Ich habe das Talent, sagte er, einen Seufzer leise aushauchend — „aus dem Kopfe treffen zu können.“

„Was mir aber Aurora sagte, wie Sie die Muse beym Abschiede begrüßt, beym Kommen wieder, verräth, daß das Herz so gut seinen Theil an der olympischen Göttinn hat, als der Kopf, wenn nicht den bessern. Und in der That, der Künstler müßte nur Künstler seyn, wenn vor Olympiens Gesicht das Herz nicht dem Kopfe helfen wollte! Wäre ich ein Mann, ich würde das Mädchen, das

ich liebte, nicht von einem großen Künstler Mahlen lassen. Denn was den großen Künstler macht, ist, was den großen Dichter macht, die Liebe.“

„Dann würde der große Künstler der treuloseste Mann seyn müssen. Er liebt! aber nur das Ideal.“

„Und wenn das Mädchen nun sein Ideal ist? diese Verwechselung ist so schwer nicht. Ich habe Olympien als Nonne gesehen. Das blasse Gesicht Olympiens mit dem stillen, aber schweren Kummer paßt jetzt besser zu dem Nonnenschleyer als damahls, da Sie ihn über ihre Stirn hingen. O mein Herr,“ fuhr ich fort; denn er schwieg in einer rührenden Verwirrung — „wie gern flüchtete Olympie hinter den heiligen Schleyer, den Sie ihr prophetisch gaben!

Er schwieg fort. Dann sagte er schnell: „ich habe das Haus des Barons verlassen. Es thut weh, daran erinnert zu werden.“

„Und doch haben Sie Freunde in dem Hause verlassen: die Mutter, Isabellen und Olympien selbst. Ich wollte,“ sagte ich, mich überhohlend — „Sie könnten Vertrauen zu der Mutter Ihres Freundes fassen. Mein Sohn bath mich, ich möchte Sie, wie ihn selbst, lieben. Ich bin eine treue Mutter; und die Baroninn ist meiner Jugend vertraute Freundinn. Ich wollte, Sie könnten Vertrauen zu mir fassen.“

„So bitte ich Sie mit dem vollen Vertrauen, wie ich würde meine Mutter bitten, ein Gespräch fallen zu lassen, das — das — kein Mann das Recht hat, fortzusetzen.“

Er sagte das so sanft bittend, und küßte dabey meine Hand so zärtlich, daß ich schweigen mußte.

Wir schwiegen beyde.

Dann hob er auf ein Mahl mit einer Art von Heftigkeit an: „ich hätte nie Hoffnungen fassen dürfen, meine Empfindung möchte gewesen seyn, welche sie wollte; aber die Hoffnung darf ich doch fassen, daß Sie, die Freundinn von Olympiens Mutter, Olympien von einer Verbindung retten wollen, die Olympiens ganzes Glück auf's Spiel setzt. Herr von Boisen ist ein Nichtswürdiger!“

„Und der Beweis dafür?“

Er zog einen Brief hervor, worin eben der Prediger in Holm erzählt, wie er ein edles Mädchen, das Boisen entführt, aus des Verführers Händen befreyt hatte.

„Wie?“ rief ich freudig — „das ist der Schwager meines Sohns? O geben Sie mir den Brief, und Olympie ist gerettet!“

Er gab ihn mir. „Und nun,“ setzte er hinzu — „trete ich ganz zurück, und übergebe Ihnen alles.“

Ich begriff ihn. „Sie müssen nicht zurücktre-

ten. Ich könnte ja die Erzählung seiner verderbten Sitten von meinem Sohne haben."

„Sie haben sie von mir, und ich reise heute noch ab."

„Nein, Braune," sagt' ich, ihm den Brief zurückgebend — „so verspare ich diesen Brief bis auf den äußersten Nothfall."

„Braune," sagt' ich — „eine Mutter darf ja dem Sohne vertrauen; Olympie liebt Sie: das habe ich von der Mutter selbst. Sie sollen nicht zurücktreten, als bis ich es Ihnen heiße, bis Olympie nicht anders zu retten ist. Ihre Ehre ist mir so theuer wie meine eigene. Wir sehen uns wieder."

Ich ging schnell in mein Nebenzimmer; denn mein Herz hielt sich nicht länger.

Ich fuhr nun zu dem Obristen. Ich bath ihn, doch Olympien nur anzusehen, um zu wissen, wie das enden würde.

Isabelle hatte Recht. Er fing an entsetzlich zu fluchen, „und dann!" sagte er — „was soll ich machen? „Was, Frau von Sonnenberg? Gegen uns hält Boisens ganze Familie."

„Von den Furien verfolgt; denn sie verstießen ihre Mutter."

„Der Kriegsminister, des Fürsten A und O, und folglich der ganze Hof, vom Hofmarschall bis an den Küchenjungen. Weiter hält da, Olym=

piens Vater, der Spitzbube von Bruder, und Olympie selbst.“

„Olympie selbst?“

„Ja, denn hätte sie den Muth, dem Vater zu sagen: ich will durchaus nicht: der Vater hätte das Herz nicht zu sagen: ich will durchaus! Sage ich dem Vater: du gibst deine Tochter dem Teufel selbst: so antwortet er: was geth's dich an, Oberst, wenn das Mädchen mit dem Teufel nun fertig zu werden denkt! Sie ist frey, frey, wie ich selbst!“

„Aber auf unsrer Seite stehen die Mutter, Sie, ich, und Gott und alle heilige Engel.

„Hohe Alliirte, vor denen ich mein Haupt in den Staub beuge; aber ihre Wege sind nicht unsre Wege.“

„Und Isabelle?“

„Bey Gott, die ist die beste von Allen.“

„Und ein junger schöner Ritter, der sein Leben an den Sieg setzt.“

„Das ist nichts, gar nichts! Ich will Olympien retten, aber nicht verkuppeln. Obs wohl ein Ehrenmann ist! Ein rechter Ehrenmann!“

„Ein reicher Mann!“

„Das ist Boisen auch.“

„Und wenn Olympie ihn liebte, und vor Gram stürbe?“

„So laß ich meinen Sarg zimmern, und be-

fehle meine Seele Gott. Aber mehr kann ich nicht."

„Arme Olympie!" rief ich; die Hände emporhebend — „deine letzte Hoffnung hat dich verlassen! So brich du schönes Herz! brich!"

Die Schweißtropfen standen dem Helden vor der Stirn. Er faltete die Hände und rief: „wäre ich ihr Vater, ich gäbe sie ihm; aber mehr kann ich nicht. Gott sey mein Zeuge, mehr nicht!"

„Sie können mehr; Sie können den Mann ehren, der Ihrer Nichte Retter war."

„Das will ich," rief er.

Er bath ihn den Tag darauf in eine große Gesellschaft zu sich.

Ich blieb nicht unthätig. Ich redete mit der Mutter über Olympiens Zustand, die in der That im verstummenden Gram dahinschmachtet. Ich redete mit Olympien selbst, nicht von meinem Sohn; denn ich zittre, ihr eine Hoffnung zu geben, die das Schicksal nicht erfüllen könnte. Ich redete von Boisen, und so kräftig, und Isabelle half so getreulich, und sie riß endlich die Schwester mit ihrer unendlichen Liebe so mit sich, daß Olympie endlich sich entschloß, mit ihrem Vater zu reden.

Bey dieser Unterredung, die alles entscheiden mußte, war die Mutter, ich und der Oberst zugegen.

Wir schwammen schon in Thränen, da das blasse Mädchen so furchtsam vor dem Vater hintrat.

Der Vater suchte Ausflüchte. Der Oberst aber redete so kräftig, schnitt ihm jede Ausflucht so vollkommen ab, daß endlich der Vater erklären mußte, er wolle vorerst die Verbindung fahren lassen. „Ich hoffe, der junge Boisen wird erweisen können, daß es Verläumdung ist, was das Gerücht von ihm sagt.“

Wir fuhren zusammen zu Boisens, wir waren da gebethen. Olympie blieb zu Hause bey Isabellen.

Schon diese Schonung gab der Wange eine kleine Röthe wieder.

Und Isabelle! O du hättest sie sehen sollen, wie sie vor mir kniete in dem herausströmenden Entzücken ihres heißen Herzens, wie sie an der geliebten Schwester Busen lag, schluchzend in der höchsten Wonne heftigem Ausdruck!

„Isabelle, du bist ein himmlischer Engel!“ rief ich.

„O, wär' ich einer,“ sagte sie — „mein einziges Geschäft sollte seyn, Olympiens Leben zu erfreuen, und — noch ein Leben!“ setzte sie zornig hinzu.

Sie gingen, Beyde von einander umschlungen, das schönste Bild der gegenseitigen Liebe.

Marie an Agnes.

O barmherziger Gott! Man hat meinen Sohn eingezogen.

Ich ließ ihn gestern durch meinen treuen Taubert zu mir bitten.

Taubert kam mit einem verstörten Gesichte zurück.

„Was gibt's, Taubert?„ frage ich zitternd; denn ich verstehe mich auf des Alten Gesicht.

„Nicht viel; obwohl mich's anfangs ein wenig erschreckt hat. Man hat diese Nacht den Herrn Braune eingezogen. Man hat seine Papiere versiegelt. Er ist in einem Wagen weggebracht.“

Ich sank ohnmächtig in einen Stuhl.

Ich ließ sogleich anspannen, und fuhr zu dem Obersten.

„O Himmel, was ist Ihnen?“ fragte er, und ehe ich antworten konnte, flog die Thür auf, und Isabelle stürzte athemlos ins Zimmer, und rief: „er ist gefangen! Oheim, Oheim, lieber Oheim, die Boisens haben in gefangen nehmen lassen. Ich komme eben aus seinem Hause. Ich fordre ihn von unserm Fürsten zurück!“

Der Oberst erfuhr endlich, von wem die Rede war. „In seinem Hause warst du?“ fragte er staunend.

„Wüßte ich sein Gefängniß, ich wäre jetzt bey ihm im Gefängniß! Ich hatte ihm etwas zu

schreiben. Ich sende zu ihm. Mein Bothe kommt zurück, und bringt mir die Nachricht, daß er heute Nacht als Gefangener abgehohlt sey. Ich ging zu meinem Vater und sagte ihm die Nachricht, und bath ihn und meine Mutter, es ja Olympien zu verschweigen. Dann ging ich zu ihm, um zu hören, wie ich war." Sie besah sich, und wir betrachteten sie. Das schöne Haar war noch in Nadeln aufgerollt. Sie war nur in einen Schahl dicht eingehüllt. Das Gesicht war glühend roth von Eile. Es war noch früh Morgens.

„Ich flog nach seinem Hause," fuhr sie mit schnellen Athemzügen fort — „und man erzählte mir. Er ist sehr ruhig gewesen, Oheim, stolz sogar! Mit ruhiger Würde verlangt er den Verhaftsbefehl zu sehen. Er liest ihn, übergibt dem Polizey-Beamten seine Papiere zum Versiegeln, tröstet seine Wirthinn, die ihn schon wieder wie eine Mutter liebt, und über sein Unglück untröstlich ist. Diese Erzählung hat mich ruhig gemacht. Sehen Sie, ich kann recht gut dazu lächeln. Denn was thut's, wenn er ein paar Tage eingeschlossen ist für Olympien? Denn nun, nun," sie breitete die Arme triumphirend aus — „nun habe ich Olympien! Nun ist sie sein! denn nun" — sie setzte den einen Finger vor die Stirn — „wenn ich darüber nachdenke, und ich habe auf dem ganzen Wege darüber nachgedacht, was Olympie dabey fühlen muß, daß er

für sie in Ketten sitzt: Das ist für den Mann ein Spiel. Wäre es doch mir ein Spiel für Olympion oder für ihn!"

Das alles sagte sie mit einer triumphirenden Heftigkeit, für sich, als sähe sie uns gar nicht.

„Aber," fuhr sie fort — „ich wollte Sie bitten, lieber Oheim, sogleich zum Fürsten zu geh'n und die Boisens anzuklagen. Meinen Sie nicht auch, daß mein Vater ihnen das niemahls verzeihen darf? Meinen Sie nicht?"

„Mädchen, du tapfere Heldinn! du machst mir den Muth, dem höllischen Teufel vor die Stirn zu treten. Zum Fürsten will ich gehen. Das heißt ihnen den Ausweg sperren; und auch der Feige wird muthig, sieht er sich ringsum umzingelt. Zu den Boisens will ich."

Er nahm Hut, Degen und Stock.

Ich brachte Isabellen in meinem Wagen zu Hause.

Der Baron wußte nicht recht, was er dazu sagen sollte. Er nahm es ein wenig übel, daß man Braune, der bey ihm gewohnt hatte, so behandelte. „Aber wer weiß denn auch?" setzte er jedes Mahl hinzu.

Der Oberst kam. „Ich habe gedonnert," rief er erhitzt — „ich habe den kindischen Präsidenten aus seinem Gelächter herausgedonnert. Aber sie thun so unschuldig, wie neugeborne Kinder! Sie wissen von Nichts! Ich stand am Schlosse und zuckte, ob

ich nicht sollte gerade zum Fürsten gehen. Aber, O zum Teufel! eine Verläumdung ist bald wie die Wahrheit ausgestattet; und weiß es der Fürst, so gilts Sieg oder Tod! Was thun einige Tage! Ich setze meine Ehre zum Pfande," er warf seinen Handschuh zornig auf den Boden — „sie sollen mir den armen unschuldigen Jungen wieder losgeben."

Isabelle nahm den Handschuh auf, und rief: „ich nehme das Pfand Ihrer Ehre, Oheim, bis Sie es einlösen!"

„Gut, und ich gehe mit einem Handschuh, bis ich den andern einlöse."

O wie segne ich deinen Mann, liebe Agnes, daß er mir Schweigen anrieth!

O wüßten sie, wüßten sie, er wäre ein Graf Sonders, der Erbe des großen Reichthums, über den sie schon die habsüchtigen Geyer-Blicke und die Adlerklauen decken, ja — O verzeihe mir Gott! thue ich ihnen Unrecht! — Ich könnte für sein Leben zittern.

— — —

O weißt du, liebe Agnes, wer Schuld ist an meines Sohnes Gefangenschaft? ich selbst.

Mir hat es Isabelle vertraut, aber unter dem tiefsten Siegel der Verschwiegenheit. Auch weiß

ich nicht einmahl, von wem sie ihre Nachrichten hat.

Boisens sehen, daß der Baron kälter wird. Olympiens Bruder, der, ich weiß nicht warum, mit ganzer Seele an diesem Hause hängt, redet mit seinem Vater. Der Vater, wie allemahl, sagt: „Olympie will nicht; und du weißt meinen Grundsatz, ich bin ihr Vater, aber nicht ihr Herr!“ Er sagt in der Eitelkeit über diesen menschlichen Grundsatz mehr, als er selbst will.

Man horcht, man lauert, man macht ausfindig, daß ich mich des jungen Menschen annehme. Man hört, daß er bey dem Obersten gegessen. Sie glauben Olympien verloren.

Olympiens Bruder gibt den Rath, zur Gewalt zu greifen. Boisen schmiedet den Plan. Man stellt die Sache so vor, als suchte der junge Mensch die Tochter des Barons zu einer unschicklichen Verbindung zu verleiten. Das Zeugniß des Bruders gibt der Verläumdung den Schein, und die Sache wird ausgeführt.

Olympie weiß von nichts. Isabelle hüthet sie, wie das Licht ihres Auges.

Ach, Agnes, Niemand hat das Herz durchzugreifen; der Eine ist des Barons Sohn, der Andere des Günstlings naher Verwandter.

— — —

Mein Herz klopft unaufhörlich in entsetzlicher Angst.

Isabelle liegt in meinen Armen, wo sie mich sieht, weil ich ihren Retter so liebe.

Seltsames Mädchen! Jetzt ist sie so ruhig. Sie sieht mich oft freudig an; dann versinkt sie in ein tiefes Nachsinnen; dann springt sie auf, und sagt: „Wär' ich ein Mann! O, wär' ich ein Mann!" Ich habe meinem Sohn geschrieben. Ich harre mit Angst auf Antwort und Hülfe.

Isabelle an Bürger.

Mein einziger Freund, lieber Herr Pastor Bürger, ich, Isabelle, schreibe Ihnen. Denn von Ihnen sagte Braune: das ist ein Mann! Und an wen sollt' ich mich wenden, als an seinen Freund, und an den Mann? Unser ist er, Ihr und mein Freund! Ich weiß, daß Sie alles wissen: daß er mich rettete, daß er meine Schwester Olympie liebt, daß sie ihn liebt, daß meine Schwester an einen Bösewicht verkauft werden soll, an einen Herrn von Boisen. Boisen fürchtet Ihren Freund, und haßt ihn! warum, weiß Niemand, und so hat er ihn vor ein Paar Tagen in der Nacht von der Polizey verhaften lassen.

Wir wissen nicht, in welchem Gefängnisse Ihr Freund schmachtet.

Ich wäre kühn zum Fürsten gegangen, und hätte meinen Retter zurück und Gerechtigkeit gefordert; aber Menschen, die ihn lieben — nur Nichtswürdige hassen ihn; o weh, daß mein Bruder mit in dieser Zahl seyn muß! — Menschen, die ihn lieben, finden den Schritt gefährlich. Aber was ist denn nicht gefährlich? nicht wahr, lieber Herr Pastor? Seine Freunde zittern alle, wie Kinder, vor der Zukunft, die da wie ein verhülltes Gespenst steht, dem Niemand den Schleyer abreißen will.

Wären Sie hier, sein Freund, mein Freund, und ein Mann — so nannte Ferdinand Sie — ich würde kühn der Zukunft entgegen treten, der wir doch alle entgegen müssen. Nicht wahr? Mein Herz ist voll eines großen Schmerzens, und voll Muth. Ich freue mich, Sie zu sehen; denn ich liebe ihn, wie Sie ihn lieben! O, wir wollen zusammen halten, wie zwey edle Geister, um ihn, um Olympien glücklich zu machen, im Tod und Leben; denn ich lebe nur mit ihm und Olympien. Ich habe nachgerechnet, der Brief an Sie geht sieben Tage, und der Freund geht schneller als ein Brief. Sie wenden sich an meine Amme, Frau Lohmüller, die mir so treu ist, als ich Ferdinanden.

Ich lege Ihnen einen Zettel ein, der so gut als Geld ist, wenn es Ihnen an Gelde fehlen sollte. Sie nehmen das nicht übel; denn es gilt

seine Rettung. Grüßen Sie Ihre Therese von Isabellen! Ich kann die Buchstaben vor Thränen nicht mehr sehen, wenn ich daran denke, daß Sie so glücklich sind, und er so unglücklich. Aber grüßen Sie dennoch Ihre Therese, und in vierzehn Tagen sehe ich Sie, und Gottlob! wir wissen, was Liebe ist, und was ein Freund, was ein Retter! Sie müssen ja unerkannt kommen, und dann wollen wir aus der dunkeln Wolke, wie zwey Götter, hervor treten, und dann sinkt er an die Herzen seiner Freunde. O Herr Burger, am Schmerz sterbe ich nicht, vor Furcht auch nicht; aber gewiß einmahl an einer solchen Freude! Meine Amme wohnt im Hinterhause, oben rechts.

Bürger an Sonnenberg.

Aus der Residenz.

Ich möchte sagen, durch ganze Generationen zieht sich so ein Faden, den die Nemesis der alten Parze ins Gewebe laufen läßt, lieber Sonnenberg; es gibt Geschlechter, die wie feurige Gewitter gegen einander fahren, wie feindliche Geister, bis das uralte Geschick versöhnt, oder die uralte Missethat gerächt ist. Boisen und Balke heißen diese Nahmen. Meine Therese stammt aus beyden

Geschlechtern, und wie ich feindlich mit Boisen zusammen gerieth, da ich dich suchte, weißt du ja. Jetzt hat die Parze Ferdinanden mit dem ganzen Volke der Boisen in die Schranken geworfen, und es gilt jetzt Leben und Tod.

Ich könnte leicht deiner Hülfe nöthig haben, mein Freund, und so ist's gut, daß du weißt, wie es steht.

Ferdinand liebt Olympien, des Barons von Bardestein Tochter, mit seiner Liebe und seinem Herzen. Boisen liebt sie auch. Ich rieth ab, wie man denn am weisesten rathen kann, wenn man dem Glücke im Schooße sitzt, wie ich. Natürlich steht alles, was eine Krone über dem Wappen führt, gegen den Mann Gottes auf, der nicht einmahl einen Buchstaben in seinem Siegel führt, weil der arme Teufel keinen hat, der, bey meiner Seele! seiner Frau keinen andern Nahmen zuheirathen kann, als die zwey verdammten Buchstaben N. N.

Denn, das hast du nicht gewußt: Ferdinand hat weder Vater noch Mutter. Mein Schwiegervater fand ihn auf einer Sandbank mitten im Meere.

Auf seiner Seite steht Niemand als ein junges Mädchen, Isabelle, die in der weichsten weiblichen Brust, voll Liebe, ein starkes männliches Herz trägt, Olympiens Schwester. Ferdinand hat sie einmahl gerettet. Ich lege dir

seinen Brief über diese Begebenheit und mehrere bey, damit du die Personen des Schau-, Trauer- oder Lustspiels lebendig vor dir hast, und damit du der alten Parze Fäden, die zickzack, wie Feuerblitze, dahin fahren, nicht aus den Augen verlierst.

Der Boisen ist ein Bube, schelmisch, wie es wenige gibt. Es ist eine Lust zu sehen, wie listig er seine Gänge, wie ein Maulwurf, unter der Erde im Dunkeln durchgräbt, um nicht erhascht zu werden, und wie die Nemesis ihm mit leisem Fuße, mit warnendem Finger folgt, und ihn endlich erhascht. Sieh, er verführt ein unschuldiges Mädchen, mit einer Kunst; ich glaube, der Teufel hat das edle Mädchen bloß verführt, um seinen Witz zu zeigen, um dem Lovelaze zu zeigen, welch ein Stümper er in der Verführungskunst gegen ihn ist.

Er verführt sie und verschwindet, verschwindet so vollkommen, daß der Teufel selbst nicht weiß, wo er geblieben ist, und ihn unter doppeltem Nahmen in seinem Vasallen-Register führt.

Der Bube ist so sicher, daß der Nahme Gismonda — so heißt die Verführte — und Kurradine — so die Mutter — die einen Dolch und einen festen Entschluß, den Verführer zu strafen, hat, ihm noch keinen Seufzer ausgepreßt hat. Aber die alte Parze hört der Mutter Verwünschung, und ruft aus dem Dunkel der Unterwelt

die Töchter der Nacht, die Erynnen und Ferdinanden und mich.

Eine sehr natürliche, und doch wunderbare Verbindung von Zufällen wirft Ferdinanden mit der Mutter zusammen.

Lies dazu Ferdinands Brief Nr. 7.

Die Mutter erzählt ihm ihr unglückliches Geschick; aber sie kennt den Nahmen des Bösewichts nicht. Aber ich kannte die Nahmen Kurradina und Gismonda. Denn da ich Helenens Sachen zusammen packte, fand ich eine ganz kleine Schreibtafel von Boisen, und einen kurzen Brief von Jemand, der sich aber aus Furcht nur N. N. unterzeichnete, und den ich zu kennen glaube, worin die Nahmen Kurradina und Gismonda mit dem Hohngelächter der Hölle so vorkamen, daß, wie ich Ferdinands Brief las, ich den Verführer kannte, Boisen!

„Altes Mütterchen,“ rief ich der Parze zu — „was habe ich gethan, daß ich der Hund seyn soll, der dein Wild hetzt? Aber wohlan, ich will der blinde Tiresias seyn, der warnt und schreckt.“

Bemerke diese Worte, die ich rief.

So ist alles vorbereitet! alles!

Nun vollenden sie ihr Bubenstück.

Boisen fürchtet Ferdinanden. Das kürzeste ist, ihn aus dem Wege zu schaffen.

Man verhaftet ihn in der Nacht, und er ist verschwunden.

Da erhalte ich einen Brief von Isabellen, den ich beylege, der schönste Brief, den ich je gelesen. Das Herz allein schrieb ihn.

Ich springe auf. Ich bestelle mein Amt auf vier Wochen. Ich nehme von Theresen Abschied, und bin nach fünf Tagen hier.

Ich gehe am Abend in des Barons Bardesteins Hinterhaus, frage nach Frau Lohmüller, nenne Isabellens Nahmen, und die Thüre flog auf. So erscheint ein Engel unter Sterblichen, wie Isabelle. In schlanker, edler, sprechender Schönheit, mit jungfräulichem Stolze, ihrer Würde sich bewußt, mit funkelndem Auge stand sie da.

„Sie heißen?" fragte sie hastig.

„Bürger!" und sie hing in meinen Armen.

„Gelobt sey Gott!" war ihr erstes Wort, und das alte Mütterchen lächelte zu ihrem Fräulein.

Sie betrachtete mich freundlich; als wollte sie sehen, ob ich muthig wäre wie sie. Dann winkte sie ihrer Amme, die hinaus auf die Wache ging.

Nun erzählte sie mir; ich konnte Anfangs nichts als hören, als sehen, diese reine, mächtige Liebe zu Ferdinanden, zu Olympien; diesen frischen, unverstellten, lebendigen Ausdruck ihres Innern; diese Verachtung aller Heucheley, diesen schönen Zusammenklang der Worte mit ihrem Gesicht,

mit ihren Gedanken, mit ihrem Gefühl. Dieses fünfzehnjährige Mädchen — den unmöglich ist sie erst vierzehn, wie Ferdinand schreibt — stand da wie eine Kaiserinn vor mir, und befahl: und ich gehorchte in froher, freyer Liebe und Achtung. „Und was ist Ihr Entschluß?“ fragte sie zuletzt.

„Erst will ich sehen, Isabelle! Aber wenn Sie für Olympien fürchten —“

„Mehr als je, lieber Freund! Mein Bruder, dem mein Vater alles verzeiht, dringt mehr als je auf die Verbindung. Seine Beförderung in dem Generalstab als Brigade-Rittmeister hängt von dieser Verbindung ab. Mein Vater wankt, meine Mutter schweigt.“

„Wenn das sie trösten kann, Isabelle: Ihre Schwester ist gerettet, ist gewiß gerettet!“

Sie sah mich mit blitzenden Augen an. „Sie sagen: gewiß?“

„So gewiß, als ich Ihr Freund bin, gewiß! Gewiß!“

Sie stand auf, sie breitete die Arme aus; aber sie setzte sich wieder. „An Ihrem Wort darf ich nicht zweifeln, und dennoch! O Sie wissen nicht, wie ich Olympien liebe!“

„Gewiß, Isabelle! Ich lege diese Hand auf mein Herz. Olympie ist gerettet!“

„Und dann?„ fragte sie schnell.

„Olympie ist gerettet, weil sie schon gerettet ist: Über die Zukunft bin ich nicht Herr.“

„Aber Sie helfen der Zukunft?"

„Isabelle, Ihr Retter mußte Ihr Haus verlassen. Er muß noch mehr verlassen, wenn die Ehre gebiethet."

„Das Leben sogar, wer weiß das nicht! Die Ehre gebiethet, alles fahren zu lassen, nur das Glück der Geliebten nicht," sagte sie hochmüthig.

Sie flog hinaus, redete ein paar Worte mit ihrer Amme, und kam dann wieder.

„Morgen um Sieben seh ich Sie hier wieder. Ich muß erst alles, alles in meinem Kopfe zurecht stellen. Und Sie hatten Recht. Sie müssen erst sehen, erst sehen! Und das sollen Sie. Kommen Sie!"

Sie faßte meine Hand, sie an ihre Brust drückend, und führte mich über einen langen Gang, in das Vorhaus, durch ein Zimmer, das die Amme lächelnd öffnete, in ein anderes Zimmer, und sagte, die Thür öffnend: „Sie mußten erst sehen, mein theurer Freund! daß ist Olympiel"

Nein, lieber Sonnenberg, jetzt seh ich, woher Ferdinand das Ideal der schönsten und erhabensten weiblichen Natur her hatte. Es lag nicht in seiner Seele, es lebte, es war da, es stand vor mir, lebendig, athmend, erröthend.

Auf ein Mahl stand Isabelle als die Dienerinn da. Sie war ganz verändert; der Ton ihrer Stimme war so leise, so einschmeichelnd, so

gütig, alle ihre heftigen Bewegungen waren so sanft geworden; und da sich Olympie tief vor mir beugte, beugte sie sich mit, als wäre sie nur Ihr Bild.

„Das ist Herr Bürger, liebe Olympie, Braunens edler Schwager, von dem er so oft mit der hohen Freude erzählte!“

Olympie verbeugte sich noch ein Mahl und noch tiefer, mit dem sanften Lächeln einer Liebe, die mir nicht gehörte; denn ihr Blick sogar ging in die Ferne.

„Ich begrüße Sie,“ sagte sie leise — „mit einer Freude, die groß ist, weil ich sie jetzt so selten habe.“

Sie reichte mir bey den Worten die Hand, reichte sie mir während des Gesprächs noch einige Mahl, und ich wette, sie wußte es nicht. Es war das Andenken an Braunen, ob sie gleich sehr wenig von ihm redete.

Bürger, Olympie, versichert, daß du von der verhaßten Verbindung mit Boisen gerettet bist.

Sie sah mich, das blaue Auge schnell gegen mich aufschlagend, an.

„O hätte Gott mein einziges Gebeth erhört?“ fragte sie.

„Olympie, du wirst jetzt ganz glücklich werden.“

Sie hörte es kaum. „Ihr Freund mahlte mich als Nonne. Sah er mein Geschick?“ Sie beugte das Haupt, als sänne sie über ihr Geschick.

„Von Boisens Verbindung sind Sie frey, Fräulein, wenn das Sie beglücken kann. Das ist Gewißheit.“

„Ich darf wohl nicht fragen, wie, was mich retten wird?“

„Seine eigene Büberey wird Sie nicht retten, hat sie schon gerettet, Fräulein! Seyn Sie ruhig!“

Sie war es.

„Das Übrige sind Kleinigkeiten, daß sie Braunen, diese elenden Menschen! daß sie Braunen in einem Kerker —“

„Kerker?“ rief Olympie, erblaßte, zitterte, schwankte, sank ihrer Schwester in die Arme, und lispelte: „Kerker? O ich Arme! O ich Unglückliche! O Isabelle, du verschweigst mir das? O du halfst nicht? Ja, ich will dem Grausamen meine Hand geben, sie werde der Preis seiner Freyheit!“

„Olympie, welche Freyheit? Er ist frey, Sie lassen ja jede Nacht sein Gefängniß offen, damit er entfliehen soll, und er lächelt dazu. Bürger hat ihn besucht. Sie möchten ihn gern wieder los seyn.“

Sie athmete lächelnd auf; aber nun ergoß sich ihr erregtes Herz in schöner, aber noch immer verhüllter Liebe.

„Sie müssen erst sehen," sagte Isabelle, da sie mich zu ihr einführte, und das Mädchen zeigte mir in der Stunde, die ich dort war, den reichsten, freyesten Geist, die tiefste Empfindung ihrer Schwester.

Das bewegte mich nach und nach so heftig, daß ich auf ein Mahl aufsprang, Isabellens Hand faßte, und sagte: „Ja, ich mußte erst sehen, Isabelle! Ich habe gesehen!"

Ich küßte Olympiens Hand mit einer Ehrfurcht, die unendliche Liebe war, bis denn endlich die Amme die Thür öffnete.

„O grüßen Sie ihn von mir!" sagte Olympie, mir die Hand reichend, und dann Isabellen umarmend. „O Herr Bürger, Isabellen dank ich alle Freuden meines Lebens! Ach, sie lassen mir keine andere Empfindung, als Dankbarkeit und — Liebe!"

Isabelle führte mich wieder auf das kleine Zimmerchen der Amme.

Sie stand zweifelhaft. „Morgen könnte ich Sie auf der Maskerade sprechen. Aber ich bin die Krankenwärterinn der Frau von Sonnenberg. Indeß ein Stündchen," fuhr sie fort — „könnt' ich da seyn."

„In welcher Gesellschaft? in welcher Maske?"

„Olympie ist da mit Boisen und einer Gesellschaft."

„Boisen ist da? in welcher Maske? das wäre mir lieb.“

„Als Spanier. Eine Gesellschaft von sechszehn machen sechszehn Nationen. Olympie ist eine Pohlinn, weil das Herz dieser Nation gebrochen ist.

„Wenn ich Boisen doch kennte?“

„Ich will da seyn. Ich will ihn Ihnen zeigen. Welche Maske wollen Sie?“

„Des blinden Tiresias Maske.“

Mir fielen die Worte wieder ein, die ich sagte, da ich den Brief an Boisen las, den ich in seiner Schreibtafel fand: „Ich will der blinde Tiresias seyn, der warnt und schreckt.“

Indeß ich fand die Anstalten dazu — denn unerkannt mußte ich seyn und bleiben — unmöglich.

Aber Isabelle fand alles leicht. Sie versprach mir, ich sollte die Maske des Tiresias finden. Sie wollte mich begleiten.

„Gut, Isabelle, Sie sollen der Knabe seyn, der den blinden Seher führt. Sie tragen meine Sehertafeln.“

Alles wurde verabredet. Ich erhielt am andern Abend von der Amme meine Maske und einen schwarzen Mantel. Um neun Uhr ging ich nach des Barons Hause. Isabelle kam mir aus der Hinterthür entgegen.

Man wußte, sie war die Nacht bey der Frau von Sonnenbergen, deiner Mutter.

Ein Miethswagen wartete in einer andern Gasse auf uns. Wir fuhren nach dem Opernhause, ließen unsre Mäntel im Wagen, der auf uns warten mußte, und wir traten in den Saal als Tiresias und sein führender Knabe.

Meine Maske war vortrefflicher, man erkannte den blinden Seher sogleich; denn erst ein Paar Wochen hatte man den Oediph von Voltaire aufgeführt, und Isabelle hatte meine Maske nach Tiresias Maske gemacht.

Man redete bald mich, bald den Knaben von allen Seiten an. Ich antwortete, und hielt meine Rolle sehr ernst und stolz.

„Dort stehen sie,“ flisterte mir Isabelle auf italienisch zu. „Wir gehen schief um sie weg, damit es Zufall ist. Der Spanier, sehen Sie ihn? der ist Boisen. Die Schwarze meine Schwester, und der Türk mein Bruder.“

Wir gingen an ihnen vorüber. Ich erkannte Boisen an der großen Gestalt.

Isabellens Bruder redete mich an: „Als Prophet? ehrwürdiger Seher!“

„Dir nicht; du glaubst an keine Seher, als an dich selbst.“

Viele redeten noch.

Da sagte Boisen näher tretend: „Blinder Tiresias, sage mir Glück. Ich bedarf es!“

„Blind nennst du mich, und du siehst das Schicksal nicht, das an deiner Seite ganz nahe steht.“

„Welches?“

„Laß mich! denn ich rede die Wahrheit.“

„Der Blinde die Wahrheit?“

„Die Wahrheit, Jüngling. Siehst du nicht, wie Macbeth einen Dolch in der Luft schweben, dessen Spitze mit dem Blutflecken aber nach deinem Herzen zielt?“

Ich hatte ihn tief getroffen. Das hörte ich an dem ungewissen gezwungenen Tone, der leicht seyn sollte, mit dem er lachend antwortete: „Welchen Dolch meinst du?“

„Der von heute an nie wieder vor deinem Auge verschwinden wird. Führe mich Knabe!“

Ich ging.

Ich traf noch einige, die mir Isabelle ganz kurz vormahlte; und ich konnte hören, daß man von mir sagte: „Es ist erstaunlich, es ist unbegreiflich, woher er alles das weiß!“

Ich sah, daß ich Boisen getroffen hatte; denn er und der Türk beobachteten mich von weitem. Ich saß ruhig auf der Bank vor einer Loge, starrte den Boden an, und näherte sich Jemand, den Isabelle kannte, so gab ich die Antwort, ohne aufzusehen. Ich sprach räthselhaft und dunkel, und so hatten sie nicht übel Lust, mich für einen wirklichen Seher zu halten.

Sieh, Sonnenberg, es fuhr sogar etwas von Tiresias trotzig-finsterer Seherseele in meine; denn ich habe nie einen Maskenball oder ein Carneval ohne eine schwere Rührung, die sich mitten durch die frohe Lust bewegte, gesehen, wie eine Gewitterwolke leise durch den hellen Himmel zieht.

Der Fürst redete mich an, und ich antwortete ihm italienisch mit den Worten Macchiavell's: „hier wacht die Freude; in tausend Hütten wohnen nasse kummervolle Augen! Das bedenke du, der Rechenschaft geben soll von Freude und Thränen."

Endlich trat ich in ein Nebenzimmer, das leer war; sogleich traten Boisen und der Türk zu mir.

Isabelle schien als Knabe so klein, daß sie den Versuch machten, sie über mich auszuhorchen; aber in Isabellen war ebenfalls etwas von Tiresias Geist gefahren.

Sie antwortete mit ganz verstellter Stimme gewaltige Worte, die tief in die Seele drangen.

Ich hatte das Haupt in die Hände gelegt, und saß so.

Da traten drey Mädchen, welche die Furien machten, in der That drey wunderschöne Masken, mit den bleichen, schönen Gesichtern und den schwarzen Gewanden, in die Thür.

Der Türk sagte lachend: „Blinder Seher, da kommt dein Gefolge! Kennst du sie?"

„Ich kenne die Töchter der Nacht."

„Nun so nenne ihre Nahmen, da du alles weißt," sagte Boisen.

„Die mit dem Dolch in der Hand heißt Kurrabina."

O Sonnenberg, du hättest können den Todesschauer bey diesem Nahmen durch alle seine Glieder laufen sehen!

„Die Zweyte, mit dem bleichen Gesichte," fuhr ich fort, mein Gesicht nicht aus den Händen empor richtend — „heißt Gismonda."

„Teufel!" sagte Boisen leise und zitternd.

„Die Dritte, die Lächelnde, heißt Helena! Knabe, hohle mir Wein; mich dürstet!"

Ich schlug die Augen auf, und sah, welche nachsinnende, tiefsinnende Augen Boisen auf mich richtete; die große Gestalt war zusammen gesunken, als ob ein Blitz vor ihm in den Boden gefahren wäre.

Isabelle brachte mir Wein.

Boisen lehnte sich zurück, die Hand zum Schutz vor sich haltend, da ich meine Maske faßte, um sie abzunehmen, als ob nun das Gespenst hervor treten würde, ihn bis in den Tod zu erschrecken.

Ich war auf diese Scene vorbereitet.

Ich wollte unerkannt bleiben, und hatte also ein paar Masken von Goldschlägerhaut, die man in Neapel beym Carneval gebraucht, auch beym Mord, bey mir.

Ich hatte mit der Haut und durch Schminke mein Gesicht so unkenntlich gemacht, daß ich sicher war, selbst Braune würde mich nicht erkannt haben.

Ich nahm meine Maske des Sehers mit dem Lorberkranze und dem weißen Haar ab, und nun erschien wieder weißes Haar, und das bleiche, runzelvolle Gesicht eines Greises.

Ich trank langsam das Glas Wein, damit er Zeit haben sollte, mein Gesicht recht genau zu betrachten..

Dann setzte ich meine Maske wieder vor das Gesicht, und beugte mich wieder, auf meinen Stab gestützt, nieder.

Boisen, erzählte mir Isabelle, hatte mich zitternd und genau betrachtet.

Er verließ seufzend das Zimmer, ohne sich aber weit davon zu entfernen.

Er hatte die Hand an das Kinn gelegt, und der Türk redete auf ihn ein, ohne Antwort zu erhalten.

Ich saß noch lange da. Boisen und Isabellens Bruder gingen vor dem Zimmer auf und nieder, und redeten heftig mit einander.

Ich gab Isabellen einen Wink. Sie war hinaus durch die Thür, die hinaus führte. Sie hatte den schwarzen verhüllenden Mantel um, einen Hut mit Federn auf dem Kopfe, eine schwarze Maske vor dem Gesichte. Sie trat in die Thür,

und ich schlüpfte hinter ihr hinaus. Sie reichte mir den Mantel, den Hut. Ich warf den Mantel um, die Maske ab, die zweyte auch. Auch jetzt noch war mein Gesicht unkenntlich genug.

Boisen und der Baron stürzten eilig neben mir hinaus. „Wo ist er?" rief Boisen. Er fragte mich, ob mir nicht eine Maske als Zauberer mit einem langen Barte begegnet sey.

„Nein," sagte ich ruhig, und ging ihnen nach.

Sie rannten durch den Korridor, wo ich hätte nothwendig seyn müssen. Sie kamen zurück.

„O zum Teufel!" rief Boisen — „erscheinen denn unter tausend Lichtern bey Musik Gespenster? Er ist verschwunden! Ich weiß nicht, was ich sagen soll."

„Du bist ein abergläubiger Thor! Du!"

„Das bin ich nicht; denn wie will ein Mensch wissen, was Niemand weiß, als ich, kaum du? Ich will von jetzt an an den Teufel glauben. Denn er ist verschwunden. Wo Teufel wäre er? Der Thürsteher hat ihn herein gehen sehen, aber nicht wieder hinaus. Mein Bedienter steht da. Kommt er, so soll er ihm folgen; und ginge sein Weg in die Hölle, woher er gekommen ist. Denn wer kann diese Nahmen kennen, die fürchterlichen Nahmen? Sprich, bin ich's denn allein, dem er ihre tiefsten Geheimnisse gesagt hat? Das könnte er wohl; aber verschwinden? verschwinden?"

„Verschwinden, in dem Gedränge der Menschen?“

„Es war kein Mensch im Gange! keine Seele; und führt denn dieser Gang nicht gerade an den Ausgang, und stand nicht mein Bedienter da, der Acht haben sollte? Hat ihn der Thürsteher gesehen?“

„So ist er noch hier!“

„Wo denn? Laß uns sehen!“ Und sie verschwanden auf dem Saale.

Ich und Olympie gingen langsam durch den Ausgang, setzten uns in den Wagen. Ich ließ halten. Ich begleitete Isabellen, die mich fast beständig umarmt hielt, bis vor ihr Hinterhaus. Die Amme empfing sie schon.

Wir waren sicher.

Ich habe dem Buben eine Schlange der Furien an das Herz geworfen. Noch darf ich nicht hervor treten; Ferdinand könnte das Opfer ihrer Rache werden. Aber ich habe den schnellen Gang der Verbindung aufgehalten. Wenn ich nur erst Ferdinanden aus dem Kerker befreyt hätte! Du sollst weiter von mir hören.

3.

Isabelle kam zu Hause, und sann über die Nahmen Kurradine, Gismonda und Helene nach, die Boisen so außer sich gebracht hatten.

Sie bath Bürgern, ihr das Geheimniß anzuvertrauen, um die Verbindung Boisens mit Olympien ganz abzubrechen.

Bürger schlug es ihr ab; er machte ihr es begreiflich, daß Ferdinand das Opfer dieses Bruchs werden könnte.

„Er ist ja ganz unschuldig! Unser Fürst ist gerecht!“

„Sie werden ihn schuldig machen. Isabelle! Sie kennen diese Menschen nicht. Ihr Fürst ist gerecht; aber er muß durch fremde Augen sehen, hören. Wenn er ihn selbst spräche, wenn er ihn selbst verhörte, in demselben Augenblicke, da er seine Verhaftung erführe; wenn — sehen Sie, Olympie, ich habe schon hundert Mahl die Idee gehabt, vor den Thron des Fürsten zu treten, und Gerechtigkeit zu fordern; aber ich zittere vor dem Günstlinge des Fürsten.

Sobald Isabelle auf ihrem Zimmer war, bewegte sie alles das in ihrer wunderbar erhöhten Seele, denn das Zauberspiel des Abends ging in ihrer Seele noch fort.

Sie wartete Olympiens Ankunft von dem Maskenballe ab.

Olympie warf sich ihn ihre Arme mit einer Fluth von Thränen.

„O Isabelle, meine Mutter denkt, daß soll mich zerstreuen! Ach, was Andern Freude ist, wird mir zu hartem Schmerz; denn er ist ja gefangen!“

„Ach, wenn ich nicht so sehr gezittert hätte, ich hätte mich dem Fürsten zu Füßen geworfen, mitten auf dem menschenvollen Saale, und hätte um die Freyheit des edlen Menschen gebethen! Ach, so oft ich den Fuß dazu hob, hielt mich eine unbesiegbare Gewalt zurück. Und doch glaube ich, er hätte meine Bitte erhört.“

Die Worte fielen wie eine Flamme in Isabellens Seele.

Olympie war nicht zu trösten. „Ach, Isabelle“ sagte sie — „das Wort Gefängniß zerreißt mein Herz, wie der Tod. Glaube mir, ich werde sterben!“

Isabelle schwieg. Sie beredete Olympien, sich niederzulegen. Sie bethete zu Gott, ihrer Schwester einen schönen Traum zu senden, und ihr Gebeth wurde erhört, denn Olympie lächelte süß im Schlaf.

Isabelle bewegte die Worte in ihrer Seele: „ja, wenn der Fürst ihn selbst spräche, ihn selbst verhörte,“ und ein unendlicher Muth erfüllte ihre Brust.

Lächelnd schlief sie ein.

Am andern Morgen ganz früh war sie gekleidet. Sie wußte, daß der Fürst von sieben bis neun Uhr allein war.

Sie fuhr zur Frau von Sonnenberg, bath um ihren Wagen, und fuhr dann gerade auf das Schloß.

Das Fräulein von Bardestein wurde bey dem Fürsten gemeldet. Sie bath um Gehör.

„Fräulein?" fragte der Fürst lächelnd — „seltsam! Sie soll kommen."

Sie beugte sich tief vor dem Fürsten; aber den Blick voll Hoffnung auf ihn festhaltend.

„Ich wollte," hob sie lächelnd an — „ich könnte meinen Worten Schmuck geben; aber nein! Vor dem Throne soll nur die Wahrheit erscheinen; es ist schlimm genug, daß sich oft die Lüge mit schönen Worten vor den Thron drängt." Es fielen einige Thränen aus den hellen, offenen Augen, die sie auf den Fürsten festhielt.

Er lächelte angenehm bey diesem Anfange.

„Fahren Sie dreist fort, liebes Fräulein! Wenn Sie die Wahrheit sind, so trägt sie heute ihren schönsten Schmuck."

„Eure Durchlaucht erinnern sich noch wohl des jungen Künstlers in meines Vaters Hause?"

„Recht wohl, mein Fräulein! Er ist hier, denk ich."

„Er war der Retter meines Lebens," fuhr

sie immer demüthiger, und zuletzt weinend fort — „er fand mich verirrt und verschmachtet in dem unwegsamen Forst unserer Gegend. Seine Sorge, seine Güte rettete mein Leben; ach! Euer Durchlaucht, sein Herz war größer als seine Kunst.“

„Er ist vor drey Wochen in der Nacht verhaftet, und schmachtet im Gefängniß, und er hat Niemand, Niemand zum Beystand als mich, und Euer Durchlaucht Gerechtigkeit.“

„Verhaftet? davon weiß ich nichts.“

„O, Ihnen mußte es verborgen bleiben, weil er unschuldig war! Sie hätten es gern der ganzen Welt verborgen.“

„Warum wurde er verhaftet? Wissen Sie das, Fräulein?“

„Ach, verzeihen Sie mir Euer Durchlaucht! Das hängt mit unserm häuslichen Glück so innig, und so gefährlich auch, zusammen, daß Euer Durchlaucht mir verzeihen werden, wenn ich schweige.“

Der Fürst sann nach. „So war wohl Ihr Vater selbst —“

„O wie hätte mein Vater den Retter seiner Tochter wollen verhaften lassen? — Aber unschuldig ist er, dafür verbürge ich mich, so unschuldig, wie der Allerbeßte von Euer Durchlaucht Unterthanen.“

„Das scheint fast unmöglich, mein liebes Fräulein, fast unmöglich! Dafür wollt ich mich wieder verbürgen. Aber wenn ich dem Retter eines so

lieben Mädchens, daß für den Freund so viel thut, viel zu verzeihen hätte; so sollen Sie die Hälfte seiner Schuld weggenommen haben."

„Nein, Euer Durchlaucht, nein! wenn er nicht ganz unschuldig ist: so habe ich kein Wort für ihn geredet. Ich darf ihm verzeihen, denn er ist mein Retter; aber der Fürst darf keine Schuld verzeihen."

Das sagte das Mädchen mit einer Freyheit, die den Fürsten in Erstaunen setzte.

„Sehr gut! sehr gut, liebes edles Mädchen! Reden Sie weiter!"

„Er ist ein Fremder hier, er hat Niemand weiter als mich —"

„Er hat sehr viel! sehr viel! Reden Sie!"

„Als mich und Sie!"

„Gewiß, wir sind seine Freunde, wenn er unschuldig ist. Sie haben ihm einen Freund erworben, mich, und es soll heute meine erste Arbeit seyn, mich von der Ursach seines Verhafts zu unterrichten."

„Und nimmt nun die Lüge den Schein der Wahrheit? Eine Beschuldigung ist bald gefunden. Wer den Unschuldigen verhaften konnte, muß ihn schuldig machen, und muß mächtig seyn. Wer hätte es sonst wagen wollen, unter den Augen Euer Durchlaucht —"

„Eben darum, Fräulein! Wer dürfte es wagen? wer? — Ich werde die Sache aufs aller-

strengste untersuchen lassen; aber rechnen Sie auf meine Freundschaft!"

„Gerechtigkeit konnte ich fordern, und ich fodere sie, strenge Gerechtigkeit. Aber nun habe ich eine Bitte, deren Gewährung" — sie trat schluchzend näher, sie beugte das Knie.

„Gewährt, Fräulein! gewährt, wenn ich gewähren darf."

„So ist er gerettet! Euer Durchlaucht sollen den Schuldigen selbst verhören, und seinen Ankläger ihm gegenüber stellen, ehe man erräth, daß Sie davon wissen, und daß ich hier gewesen."

Der Fürst runzelte die Stirn. „Wissen Sie, liebes Fräulein, wer ihn verhaftet hat?"

„Ein Polizeylieutenant, im Nahmen des Polizeydirectors."

Der Fürst bath Isabellen, in ein Cabinet zu treten. Er ließ die Thür halb offen. „Sie sollen Zeuge seyn, Fräulein!" sagte er.

Er schellte, und ließ den Polizeydirector und einige Polizeybediente kommen.

Der Director erschien.

„Lassen Sie diesen Augenblick den jungen Mahler, Nahmens Braune, kommen, den Sie haben verhaften lassen. Ich will ihn selbst sprechen."

Der Director erschrack heftig, und wollte selbst gehen.

„Nein, Sie bleiben, und geben den Befehl in meiner Gegenwart."

Das geschah.

„Ich will," hob der Fürst dann donnernd an — „ich will Wahrheit, reine Wahrheit; bey Ihrem Leben! Entstellen Sie den kleinsten Punkt: so geschiehts auf die Gefahr Ihres Kopfes. Ich frage Sie, und noch haben Sie Zeit, die Sache sanft abzumachen: ist der junge Mensch schuldig oder unschuldig? Ja oder nein! Aber die allerreinste, weißeste Wahrheit."

Zitternd an allen Gliedern antwortete der Director: „er ist unschuldig!"

„Vollkommen unschuldig? Ich frage Sie!"

„Vollkommen unschuldig."

Der Fürst griff an die Schelle.

„Ich habe noch zwey Worte zu sagen," sagte zitternd der Director. Er redete leise mit dem Fürsten; denn Isabelle hatte ihre Gegenwart im Cabinet verrathen. Wie das Wort „unschuldig" erklang, rief sie laut aufjauchzend: „o Gott! Gott!"

Der Director redete lange und leise mit dem Fürsten.

„Auch so," rief der Fürst donnernd — „soll es nicht seyn! auch so nicht! bey Gott nicht! Sagen Sie das den Menschen, und hüthen Sie sich, daß Sie nicht noch ein Mahl so vor mir stehen! O, o Ihr habt mir diesen schönen Morgen verdorben, und noch tausend schöne Morgen, an denen

ich träumte, es wäre ganz anders. O ihr armen Menschen! o wir noch ärmern Fürsten!"

Der Mahler Braune wurde gemeldet.

„Gehen Sie," sagte der Fürst — „und denken Sie an diesen Morgen. Ich werde lange an ihn denken! Gehen Sie!"

Er ging. Ferdinand wurde eingeführt.

„Man hat Sie doch nicht hart behandelt, junger Mann?" fragte der Fürst eifrig — „ich bin Ihnen Genugthuung schuldig. Aber ich kann sie Ihnen im vollen Maße geben. Da ist Ihre Befreyerinn!"

Isabelle stürzte hervor, und hing an Braunens Halse, mit einer Innigkeit mit einer Fülle des liebenden Gefühls, daß der Fürst heimlich sagte: „o was entbehren wir!"

Sie hatte den Fürsten vergessen. Sie rief ihm zu: „Bürger ist hier, Ihr Freund, Ihr Bürger ist hier! Ach, er ist jetzt auch mein Freund! Ich bringe Sie hin, Ferdinand!"

Ferdinand sah von Isabellen auf den Fürsten, von dem Fürsten auf Isabelle; Isabelle sah nichts als den geretteten Freund. Sie näherte sich dem Fürsten, um Abschied zu nehmen.

Der Fürst trat lächelnd zu ihnen. Er sah sie lächelnd an.

„Was ich eben gehört habe, liebes Fräulein, und was Sie mir so fein verschwiegen, ist etwas ganz anders, als was ich erwartete. Aber so darf

ich Ihnen rathen, Sie lassen Ihren Retter allein gehen. Es würde Ihnen doch wohl lieb seyn, wenn man nicht erführe, daß Sie ihn frey gemacht. Ich habe Ihren Retter frey gemacht. Ich bin ihm noch eine Genugthuung schuldig. Ich wollte, ich wäre im Stande, ihm die zu geben, die ihn glücklich machte. Aber das ist unmöglich. Ich muß Sie, Herr Braune, Ihrem guten Geschick überlassen, und da Ihrer Freundinn. Aber rechnen Sie auf meinen guten Willen, Ihnen zu helfen, wo ich helfen darf. Sie Fräulein, Sie wünschen ohne Zweifel, daß man nicht weiß, Sie sind bey mir gewesen. Mein Vorzimmer ist jetzt voll Menschen. Leben Sie wohl, Herr Braune! Sie sind sicher. Ich gebe Ihnen mein Wort. Gehen Sie!"

Der Fürst führte Isabellen durch eine geheime Treppe hinten hinab. Sie schlug ihren Schleyer wieder vor, war in zehn Schritten am Wagen, und in zwey Minuten bey der Frau von Sonnenberg.

Sie warf sich in ihre Arme, und rief außer sich: „er ist frey!" Sie hatte kaum Athem, zu erzählen, und die Frau von Sonnenberg drückte die Retterinn des Sohnes an das volle glückliche Mutterherz.

Dann aber flog der Wagen mit Isabellen zu Hause. Sie drang in Olympiens Zimmer.

Sie fand sie noch schlafen, und noch mit dem Lächeln des schönen Traums.

Sie saß an ihrer Seite, und redete leise und freundlich mit der Schlafenden. Aber da sie das Auge aufschlug, strahlte ihr die reine Freude von Isabellens Gesicht entgegen, ehe der Traum verschwinden konnte, und der frohe, jauchzende Ruf von ihren Lippen: „Braune ist frey, Olympie! Ich habe ihn gesprochen! O Olympie, dich liebt ja Gott; denn er gibt denen, die er liebt, das Glück im Schlafe!"

„Wie," rief Olympie, und zog Isabellen an die Brust. Isabellen erzählte. „O Isabelle!" rief Olympie — „o meine theure Schwester, nein, du verdienst sein Herz, nicht ich! O wie soll ich dir danken?"

„Wenn du glücklich bist."

Braune fand seinen Bürger im Vorzimmer des Fürsten. Er wollte sich melden lassen und Gerechtigkeit fordern.

Sie erstaunten Beyde. „Du bist frey?"

„Ich bin frey!" lispelten Beyde sich zu. Sie gingen hinaus in den Schloßgarten. Hier umarmten sie sich.

„Ehe du frägst," sagte Bürger — „laß mich erst etwas sagen. Die Schweizerinn war mir tausend Mahl fremder, als Olympie dir, Ferdinand; Ich habe sie gesehen! Ich habe Olympie gesehen. Sie liebt dich, und du sollst sie

ewig lieben; denn hat die Natur ein Herz für ein anderes bestimmt; so ist sie dein. Und könntest du aufhören, sie zu lieben: so sage ich dir meine Freundschaft auf."

Nun erzählen sie Beyde von Isabellen, und Bürger ließ auf Ferdinands Zimmer — denn dahin waren sie gegangen — eine Flasche Wein bringen. Er konnte mit einer großen Freude nie anders fertig werden, er mußte sie in einem Schmerz auflösen, oder im Wein ersäufen. Er trank Olympiens, dann Isabellens Wohl, und nun schwor er, er wollte alle Furien auf Boisens Weg hetzen; und sie erwogen mit freundlicher Liebe die Wege des Schicksals, die sie alle an einander gezogen.

„Und deine Mutter erscheint auch noch, Braune, das weiß ich."

Am Abend sprang Bürger auf, und rief: „laß uns zu Isabellen!"

„Ums Himmelswillen, Bürger!"

„Ich gehe, und ständen auf dem Wege zu ihr die Decenz, die Convenienz, die Dehors, die Bienseanze, die alle französische Nahmen haben, und nicht deutsche, wie brüllende Löwen, ein ganzer Hofstaat mit der Oberhofmeisterinn an der Spitze und riefen: Halt! so ginge ich; denn ich habe geschworen: ich will dem Mädchen einen Kuß geben, den wärmer Therese nicht erhalten hat."

Er hielt Wort, und er erwog mit Isabel-

len auch, was nun zu thun sey. „Denn, Isabelle," sagte er — „Olympie und Ferdinand sind wie zwey Schachspieler, die in der Noth jeden Stein anrühren und keinen ziehen. Wir müssen ziehen für sie, und zwar: Schach dem Könige!"

„Schach dem Könige!" rief Isabelle nach, und sie gingen auseinander.

Bürger kam zu Hause, und rief: „nun, lieber Ferdinand, laß uns Schach dem Könige ziehen!"

„Was meinst du?"

„Wir sagen es deiner Madame Sartili, daß Boisen der Verführer ihrer Tochter ist."

Ferdinand sprang auf. „Wie? was meinst du?"

„Er ists! Lies den Brief an ihn, den ich in seiner Schreibtafel gefunden."

Ferdinand las, und erblaßte. Er besann sich lange, dann sagte er: „Du kennst diese Frau nicht, Bürger! Zeigt ihr das Schicksal den Weg, der zu ihm führt, wohlan denn! Aber ich, ich führe den Bösewicht nicht dem Dolche dieser Frau entgegen! Ich nicht, du nicht! Bürger, du nicht, versprich mirs!" Er entriß ihm die Hand — „versprich mirs! Bürger, thus! O du weißt nicht, wie glücklich sie sind! Was auch geschehen könnte, und gäbe er ihr seine Hand; so ist ihr Glück zer-

stört. Versprich mirs! Willst du Meuchelmörder auf seinen Weg im Hinterhalte legen?"

„Schach matt! wollte ich mit Eins rufen. Meuchelmord? Nein! nein! das Wort ist auf Erden das gräßlichste! Nein! Nun kann ich denn nicht vor ihn hintreten, vor dieses Schaum- und Schlammgesicht, wenn er eben die Hand nach Olympien ausstreckt, und sagen: Mädchenverführer, du Paris, hier bin ich, du Mädchenräuber, erkenne mich! Ich bins, der dir deine Ehre ausgeprügelt hat."

„Denk an meinen Kerker, Bürger!"

„Das kam nicht aus deinem Herzen, Ferdinand!"

„Gut, ich wills nicht, Bürger! Angeber klingt fast wie Meuchelmörder. Könnt ich zu ihm sagen: Bube, du verdienst keines ehrlichen Mädchens Hand! und dahin gehen meinen Weg, lustig pfeifend: so ging ich. Aber ich hoffe auf die Hand, die ich ihm raube."

„Pah! es mag seyn! Aber — und das soll mir Niemand wehren, das schwöre ich — so jag ich ihn, den Feigen, von hier, bis dein Stern dir gelächelt. Ich weiß, womit. Und nun laß uns schlafen! Ich bin ohnehin sein Tiresias gewesen, ich will es wieder seyn! Gute Nacht!"

4.

Ferdinand hatte Recht. Boisen wurde von dem Schicksal in das Netz getrieben, von seiner eigenen Büberey. Bürger regte nicht eine Hand.

Der Husar hielt doch für gut, den Mahler ein wenig im Auge zu halten; und so sah er ihn aus seinem Hause nach dem Garten der Italienerinn gehen. Er folgte ihm von Weitem, und, hinter die dicke Gartenhecke versteckt, sah er ihn an Gismondens Seite so vertraulich gehen. Das Mädchen faßte im Gehen seine Hand bald, bald seinen Arm. Er sah noch nichts, als die stolze, edle Figur des Mädchens. „Was ist das?“ fragte er — „Bube, bist du ein Heuchler, so sey der Himmel dir gnädig!“

Sie kamen zurück. Da sah er das Gesicht des reitzenden Geschöpfs, und die üppige, alle Reitze halbverrathende Kleidung der Italienerinn.

Er lächelte; denn nun war er seiner Sache gewiß.

Ein paar Tage darauf wurde Ferdinand verhaftet, und der Husar rief lachend: „ich will sein Erbe werden.“ Er drängte sich unter einem Vorwande bey Madame Sartili ein.

Die Frau, frey, wie ihre Landsmänninnen, nahm den fröhlichen Soldaten mit freyer Offen-

heit auf, auch Gismonda. Der Husar hoffte einen leichten Sieg, und kam wieder und wieder.

Boisen sah ihn selten, und der Husar lächelte.

Des Husaren Bedienter verrieth Boisen, daß sein Herr eine neue Liebschaft gefunden hätte. Er beschrieb des jungen Weibes himmlische Reitze, und wie leicht sein Herr den Eingang in das Haus gefunden hatte.

Verschwiegen hatte ihm der Husar noch nie ein Abenteuer der Art. Der Bruch ihrer Freundschaft mußte bestraft werden.

Er sah seinen Spießgesellen in das Haus gehen, und er ging ihm nach, lachend über seine List und die Strafe.

Er trat ins Zimmer zu Mutter und Tochter, und sie erkannten sich alle drey.

Der Husar war überrascht; aber lächelnd sagte er: „der Kammerherr von Boisen, mein Freund!“ und jetzt erst, nachdem der Nahme von seinen Lippen war, sah er, daß sie alle drey zu Statüen erstarrt waren.

„Was gibts denn?“ fragte er.

Niemand antwortete.

Gismonda nahm ihren Sohn an ihre Brust, und wendete sich ab.

Boisen faßte zuerst wieder Muth. Er hob stammelnd an: „so finde ich endlich, nach langem Suchen, Sie Theuerste wieder!“

„Sie haben uns also gesucht?“ fragte die

Mutter — „desto besser! desto besser, Herr Kammerherr von Boisen! den Nahmen will ich doch aber merken!"

„Ich hatte Gründe, Ihnen meinen wahren Nahmen eine Zeit lang zu verschweigen."

„Die haben Sie jetzt nicht mehr?"

„Eine unendliche Leidenschaft für meine Gismonda!

„Ihre Gismonda? Gut, so darf ich Sie nicht erinnern, daß Sie Gismonden ihre Hand versprachen, daß das Ihr Sohn ist, den sie an das gebrochene Herz drückt. Sie erkennen sie also an? desto besser, glauben Sie mir, desto besser! Gut, Herr von Boisen, so geben Sie uns jetzt schriftlich, daß Sie meine Tochter, als Ihre Gattinn, meinen Enkel, als Ihren Sohn, anerkennen."

„Recht gern; nur muß ich bitten, daß es dann noch einige Tage verschwiegen bleibt."

„So lange Sie wollen, Herr von Boisen; aber jetzt, da ich Ihren Nahmen kenne, entgehen Sie mir nicht wieder."

„Wie, zweifeln Sie doch, gute Mutter! Um jeden Zweifel aus dem Wege zu räumen, sollen Sie morgen mein gerichtliches Geständniß haben."

„Gut! gut! Morgen! Aber heute, mein Herr, verlange ich zwey Worte von Ihrer Hand, ehe Sie dieses Zimmer verlassen; denn Herr von

Boisen, Sie haben eine eigene Kunst im Verschwinden. Da steht alles, schreiben Sie!"

„Was soll ich schreiben?" fragte er, seine Angst hinter einem Lächeln verbergend.

„Daß Gismondens Sohn Ihr Sohn ist."

„Wie weiß ich das?"

„Lesen Sie, hier ist der Taufschein, und rechnen Sie von dem Tage des Balles."

„Madame, ehe ich schreiben kann — überlegen Sie wohl, meine theure Signora — eine Erkundigung bey Ihrem Wirth nach meinem Nahmen Boisen, nach dem Range meiner Familie hier im Lande, wird Sie belehren, daß, wäre ich ein Bösewicht, liebte ich Gismonden nicht, und meinen Sohn, daß Sie hier in einer gefährlichen Lage wären!"

„Das weiß ich zur Genüge, daß man mit Leuten Ihres Gelichters immer in Gefahr ist. Das habe ich seit drey Jahren überlegt. Aber Sie haben nicht überlegt, mein Herr, daß es gefährlich ist, einer Mutter, wie mir, ein Kind zu ermorden. Schreiben Sie!"

„Nicht eher, als ich weiß, ob das mein Sohn ist. Ihre Art zu leben hier, die Gegenwart dieses Herrn hier, macht mir Vorsicht nöthig."

„O Mutter!" schrie Gismonda fürchterlich auf, warf das Kind heftig auf den Sofa, und wendete sich rasch zu dem Bösewicht um, mit den

Flamen des Zorns, und den Zuckungen des Abscheus auf dem Gesichte.

„Hohn! Hohn noch, Teufel! zu deiner Zerstörung!“ rief die Mutter, und sie zog das Pistol mit einem Griffe unter einem Tuch hervor.

Sie drückte ab, und die Kugel riß von seiner Schulter das goldne Epaulet. Ihre Hand war mit dem zweyten Pistol bewaffnet.

Der Bösewicht, dem es nicht an Muth fehlte, stellte sich dicht an Gismonden, und die Mutter wagte nicht zu schießen.

„Ich will schreiben,“ sagte er, und er stellte sich zum Schreiben, so daß seyn Sohn in der Schußlinie war.

„So schreib, was ich diktire, Bösewicht!“

Er warf einen Blick auf seinen Freund; aber der war zu feig, zu thun, was er dachte, die Frau zu entwaffnen.

Er schrieb, daß er Gismonden verführt, und dann ihr die Ehe freywillig versprochen habe; daß Gismondens Sohn sein Sohn sey, und daß er die Gültigkeit seiner Eheversprechung anerkenne.

Er war in Verzweiflung.

„Es könnte wahr seyn,“ hob die Sartili nun ruhig an — „womit Sie vorhin droheten. Ich bin hier fremd und ohne Schutz; aber nicht ohne einen Rächer, mein Herr von Boisen!

Merken Sie das! Lächeln Sie nur ein Mahl, wenn von Gismondens Ehre die Rede ist; so soll kein Gott Ihr Leben retten. Jetzt mein Herr, können Sie gehen!"

Sie gingen.

„Nun ists vorbey!" sagte er drey Mahl.

„Hm! antwortete drey Mahl der Husar — „das ist eine Furie, die wir wegschaffen müssen. Sie hat auf dich geschossen, das bricht ihr den Hals."

„Ja, das bricht ihr den Hals! Ja, Freund! ja! das bricht ihr den Hals."

„Man bringt Sie über die Gränze, und so kann sie Gott noch danken."

„Über die Gränze? und morgen wäre sie wieder da. Aber es muß gehen. Es bleibt mir nichts übrig, als die Gewalt!"

„Die ist das Beste! Halt! Teufel, wer ist das, der da kommt? Tritt hinter den Baum! Teufel, das ist der Mahler! Er ists! Wer hat ihn frey gemacht?"

„Und der andere ist — Bürger! Bürger! O nun seh ich alles! Das ist mein Tiresias! Komm! schnell! hinter die Hecke!"

Es war gerade der Tag, da Ferdinand frey geworden war.

Boisen knirrschte mit den Zähnen. „Wer hat ihn frey gemacht? du weißt nicht, nein, du weißt nicht, wie alles zusammenhängt," sagte

Boisen mit einem todtenbleichen Gesicht — du weißt es nicht! du nicht! aber ich weiß es! Ich zum Höllen Teufel weiß es! Ich! denn sieh, deine Schwester Olympie liebte ich, sie allein! Vor ihren Tugenden beuge ich mein Haupt. Denn sie ist keine Heuchlerinn. Sieh, ich hatte beschlossen, in dem warmen Sonnenschein ihrer Liebe und ihrer Tugend nicht allein glücklich zu leben, sondern auch tugendhaft. Denn sie ist keine Heuchlerinn, wie die tugendhafte Sonnenbergen! O Himmel! Himmel! Gib mir nun Rache, und Rache habe ich an dieser Heuchlerinn! Rache habe ich!"

„Wie kommt auf ein Mahl die Sonnenbergen dazwischen?"

„O du weißt nichts, gar nichts! gar nichts! In dem Dunkel der Hölle wurde der Plan ausgesponnen, deine Schwester an diesen Mahler zu verkuppeln. Diese Sonnenbergen —"

„Bist du rasend? was soll die?"

„Was sie soll? Ich will die Schande über ihr Haupt häufen. Ich will ihr den weißen Schleyer abreißen, hinter dem sie so lange der geheimen Wollust verstohlne Freuden verhüllte."

„Aber komm jetzt; denn diese Italienerinn muß erst aus dem Wege, wenn nicht alle Hoffnung verloren seyn soll; und kann ich sie nur acht Tage lang entfernen: so — ja ich entdecke deinem Vater alles, das geheime Gewebe, dessen

Opfer deine Schwester in des Mahlers Armen werden soll. Nur acht Tage! du sollst deinen Vater treiben. Ich will ihn in Schrecken setzen. Aber wer hat ihn frey gemacht? Wer? Mein Oheim ist ja der Günstling des Fürsten. Ich bitte dich, laß uns eilen!"

„Ich verstehe dich nicht, Boisen!"

„Auch soll Niemand mich verstehen. Komm!"

Boisen ging zu seiner Mutter. Er entdeckte ihr alles mit Gismonden.

Sie hob den Finger drohend auf: „o Jugend, Jugend, wie viel Thorheiten begeht ihr! Und kaum kann man dieses eine Thorheit nennen, mein Sohn. Wenn dich nicht dein warmes Herz entschuldigte, du würdest eine strenge Richterinn in mir finden."

Sie fuhr zu ihrem Oheim, dem Günstlinge des Fürsten. Sie traf ihn in der übelsten Laune von der Welt; denn der Fürst hatte ihn abweisen lassen, und der Polizeydirector hatte ihn besucht. Gleich an demselben Tage noch ein Mahl eine Verhaftung zu wagen, ging doch unmöglich an.

Er hieß ihren Sohn einen Taugenichts, der aller seiner Güte nicht werth wäre. Er schwor, er wollte noch heirathen, um sein Vermögen an ehrliche Leute zu bringen.

Seine Nichte that, als ob sie erschräcke; denn ihr Oheim hatte den Plan, ihren Sohn zu adopti-

ren, ihm den Nahmen Graf Sonders zu geben, und das ganze Vermögen der Grafen Sonders, deren Nahmen mit ihm und dem Bruder der Frau von Boisen ausging. Indeß wurde doch der Polizeydirector gehohlt. Er erklärte zwar, daß Madame Sartili in aller Form Rechtens verhaftet werden könnte, sobald Herr von Boisen klagen wollte.

„Unmöglich!“ rief der Günstling — „Unmöglich!“ die Mutter.

Auf etwas anderes wollte sich der Director nicht einlassen, der Günstling eben so wenig.

„Man muß,“ sagte er endlich — „die Italienerinn mit einer Summe Geld abkaufen; denn darauf ist es abgesehen. Und sagen Sie Ihrem Sohn, Nichte, er soll mir nicht noch ein Mahl so kommen.“

Der Graf fuhr zu Madame Sartili, um in fünf Minuten die Sache abzumachen.

Madame Sartili sagte dem Grafen recht offen, daß es ihr nicht um Geld zu thun sey, sondern um Ehre.

„Was fordern Sie? doch nicht seine Hand?“

„Nein! böthe er sie meiner Tochter, wir würden die Hand dieses verächtlichen Menschen ausschlagen!“

„Madame, er ist mein Verwandter!“

„Ich bedaure Sie! Ich danke Gott, daß er meiner nicht ist!“

„Was wollen Sie denn, wenn Sie nicht seine Hand und nicht Geld wollen?“

„Seinen Nahmen.“

„Er soll seinen Sohn feyerlich anerkennen, er soll ihn als seinen Sohn von sich erben lassen, so wenig er selbst will. Meine Gismonda soll von ihm seinen Nahmen erhalten, das ists, was ich verlange, und seine Familie soll diese Acten mit unterzeichnen.“

„Das sind seltsame Forderungen, Madame! Wissen Sie, wenn seine Familie Notiz von der Begebenheit nimmt, daß Sie als eine Mörderinn angeklagt und bestraft werden können?“

„Auf seine Gefahr, Herr Graf! Ich habe, das fällt mir oft ein, wenn ich an die Verführung dieses verächtlichen Bösewichts —“

„Madame!“

„Und an den langen Jammer meiner Tochter denke, ich habe schon zu lange gelebt. Das mußt ich wagen, habe es gewagt, und wage es, Herr Graf! Ein Zittern dieser zürnenden Hand weniger, und das, was Sie Mord nennen, war schon geschehen. Aber ich habe doch zu lange unter den Menschen gelebt, Herr Graf, um nicht zu wissen, daß Sie meine Verhaftung eben so ungern sehen würden, als ich. Und sichrer ist der Elende darum nicht. Mein Sohn, Herr Graf, weiß seinen Nahmen jetzt; und fehlte meine Hand, so fehlt seine nicht. Er hat dann Mutter und Schwester

zu rächen. Wahrhaftig, Herr Graf, Sie dürfen mich nicht aufbringen! Sie könnten sonst ein Trauerspiel erleben, vor dem der ganze Hof erzittern würde. Der Mensch, der einen festen Willen hat, ist mächtiger als die ungerechte Gewalt. Il morir non è tanto amaro! sagt ein Sprichwort, und ich bin nicht glücklich! Ich werde mich vor den Thron des Fürsten, dessen Günstling Sie sind, stellen, Gerechtigkeit fordern, und hört man mich nicht, vor den Richterstuhl Deutschlands; und hört man mich dort nicht, so habe ich einen Willen und Waffen."

Solch eine Sprache mit dieser Ruhe, mit dieser Würde, hatte der Graf noch nicht gehört.

„Würde das den Ruf Ihrer Tochter sichern, Madame?"

„Ja, Herr Graf, das nur allein. Verführt kann ein junges Mädchen werden: aber sie soll nicht zu der Schande, die ein Fremder auf ihr Haupt legte, die eigene Schande einer Lüge hinzufügen. Meine Tochter hat jedem Menschen, der fragte, gesagt: ein Bösewicht hat mich verführt und um seine Hand betrogen. Dieses ist sein Sohn. Ich war ihm treu, und bins noch. Was ist dabey die Schande, Herr Graf? Von heute an sage ich: der Elende ist der Kammerherr von Boisen! und jedesmahl setze ich hinzu: und gibt er ihr nicht seinen Nahmen, und erkennt seinen Sohn an: so habe ich den Verbrecher zu bestrafen!"

„Madame, wer kann Ihrer Tochter wehren, seinen Nahmen zu führen?“

„Jeder, der fragen kann: warum sind Sie nicht bey Ihrem Manne? Weil er ein Bösewicht ist, antwortete sie dann, und zeigt die Acten vor, die ihren Nahmen rechtfertigen.“

Der Graf mußte sich herablassen, sie zu bitten, nur noch einige Tage Geduld zu haben. „Sie sollen mit mir zufrieden seyn, Madame!“

An der Ruhe dieser Frau brach sich die Intrigue, die Gewalt und die List.

Es blieb dem Grafen nichts anders übrig, als der Vorschlag, dem Vater Olympiens die ganze Begebenheit so sanft wie möglich zu entdecken, ihn zu bitten, die Verbindung zu beschleunigen, und er gab seiner Nichte das Versprechen, den Baron zu bereden.

Er fuhr zu ihm. Er trug ihm die Sache recht süß vor. Er erboth sich, Boisen sogleich zu adoptiren, und von dem Fürsten die Einwilligung zu schaffen, daß Boisen den Nahmen Graf Sonders annehmen, und die Anwartschaft auf die Sonderschen Lehngüter erhalten sollte.

Der Baron war höchst unwillig auf den Verführer, nach seinen Grundsätzen; dann aber wurde er immer milder und milder. Sein Sohn trat ins Zimmer, und redete mit Begeistrung für seinen Freund, und bürgte mit seinem Ehrenwort für seine Liebe und Treue für Olympien.

Der Baron wurde gerührt, oder stellte sich gerührt, von der heroischen edlen Freundschaft der beyden jungen Leute. Er vergab. Und obwohl er nicht ein Wort weiter von der Adoption Boisens sagte, so dachte er doch desto mehr daran.

„Aber wird die Frau schweigen?“ fragte er.

„Wenn sie ihren Wunsch erfühlt sieht, gewiß!“

„Und wird nicht der Sohn einst Ansprüche machen können, wenn sein Nahme anerkannt ist?“

„Sein Nahme ist anerkannt; aber seine Mutter ist ja nicht mit Boisen copulirt.“

Alle Schwierigkeiten wurden aus dem Wege geräumt. Der Husar stand dafür, daß seine Schwester nichts erfahren sollte, wenn man die Verbindung beschleunigte, und wenn weder der Oberst noch die Frau von Sonnenberg etwas erführe.

Der Baron lächelte und sagte: „Morgen ist mein Geburtstag. Ich kenne Olympien, ich kenne ihr weiches Herz, ihre Liebe. Sie wird nicht nein sagen. Überlaßt das mir! Halten Sie den Prediger bereit, lieber Graf, Ihren Neffen, und noch ein paar Worte über Ihre Versprechungen in Absicht der Lehen. Vielleicht morgen! morgen! ja morgen schon! Sag es deinem Freunde, mein Sohn! Nur hüthe dich vor Isabellen! Könnten wir die wegschaffen! Sie soll heute Abend noch zur Sonnenbergen. Die bedarf einer Krankenwärterinn. Dahin soll sie. Laß anspannen, und dann gehe ich noch heute zu Olympien!“

Der Vater ging zu Isabellen, und kündigte ihr an, daß die Frau von Sonnenberg um ihre Gesellschaft gebethen hätte. „Der Wagen ist bereit, Isabelle! du mußt dahin."

Sie fuhr ruhig ab, und sagte nur noch ihrer Amme, wenn Bürger käme, ihn zur Frau von Sonnenberg zu senden, und ihr von allem, was vorfiele, Nachricht zu geben.

Nun ging der Vater zu Olympien.

„Ich bin allein, liebe Olympie," hob er sanft an — „und der morgende Tag — O liebe Olympie, das Leben rauscht im Alter dahin, wie ein Sturmwind! Ich habe nur an dem morgenden Tage Wünsche für Euch, nicht mehr für mich! der Vater lebt nur zuletzt noch in seinen Kindern. Das Alter trennt ihn schon von dem Leben, der Tod nicht. Der Tod trennt ihn nur von den Kindern. O Olympie, wie gern sähe ich dich glücklich!"

So, o so hatte er noch nie mit ihr geredet! Sie fiel zum ersten Mahl herzlich an seine Brust, wie an die Brust ihrer Mutter.

Er rührte sie noch immer mehr mit Ahnungen seines nahen Todes. Ach, Olympie sah ihrem Grabe ja nahe entgegen! Der lange Gram, die hoffnungslose Liebe! die Furcht, daß diese Liebe, die sie nicht überwinden konnte, Unrecht sey; das alles, und das Andenken an ihres Vaters Geburtstag, den er zu einer Falle für sie machte, und an

den sie mit Schmerz dachte, weil sie ihn ja mit ihrer geheimen Liebe betrüben mußte, das hatte ihr Herz so weich gemacht, und die Gewißheit so fest, sie würde bald sterben, daß sie ja den kleinen Rest des Lebens nur für ein zu kleines Opfer ansah, das sie irgend einem Menschen bringen konnte.

„O Vater, lieber Vater, wüßte ich doch ein recht großes Geschenk für morgen, ach für jeden Tag, für jeden Augenblick, da ich Sie sehe!"

„O Kind, du hättest ein großes Geschenk, das du wie einen Freudenkranz auf die wenigen Tage meines Lebens legen könntest, deinen Brautkranz! Wer weiß, ob ich noch einen Geburtstag erlebe!"

Da faßte der Schmerz nach ihrem Herzen mit glühender Hand. „O gib, gib meinem Leben, gib dem morgenden Tage eine große Freude, mein Kind! Gib sie mir!"

Sie erblaßte; aber das edle Mädchen fragte doch: „welche, mein Vater!"

„Gib deine Hand Boisen!"

Sie athmete kaum noch.

Da aber der Vater sie an seine Brust nahm, und, gerührt von seiner eigenen Rolle, von der Zukunft Ungewißheit, und von der Liebe seiner Tochter, sie mit Thränen bethauete, da brach ihr Herz, da streckte der Tod die kalte Hand nach ihr aus, und sie sagte: „ja, mein Vater!" da sank ihr Haupt wie eine Lilie, gebrochen, auf seinen

Busen, die Hoffnung verschwand, und Todesdunkel umschloß kalt und erstarrend ihre Seele.

Was der Vater nun noch forderte, daß sie an dem morgenden Tage ihre Hand Boisen geben sollte, konnnte sie leicht, lächelnd sogar bewilligen. Es waren Gefälligkeiten, womit sie, wie mit Blumen, das Opfer bekränzte.

Der Vater brachte ihr einen reichen Schmuck, den er ihr selbst um den Hals wand, und eine Summe Geld, die sie sogleich an das Almosen sendete, ein armes Mädchen damit auszustatten.

Dann sank sie auf die Knie, und bethete um Geduld, die Geduldige.

Ihre Mutter kam, unruhig, ängstlich! aber das Opfer war vollendet. Sie nahm den Glückswunsch ihrer Mutter an, ohne mehr als sanft zu weinen.

Der Baron schrieb an den Graf Sonders, daß alles richtig sey. Boisen bekam Nachricht durch den Husaren.

„Ich weiß nicht," sagte er — „was mir schwer auf dem Herzen liegt. Dieser Bürger, diese Sonnenbergen!"

„Was soll die Frau immer? Sie weiß wenigstens von Nichts. Die Nacht wird vergehen, und morgen um neun Uhr ist Olympie deine Frau."

Sie gingen dahin, gegen ihnen über kamen Ferdinand daher, und Bürger, Auge in Auge gerichtet.

„O,“ sagte Boisen, im halben Triumphe — „so siege ich doch einmahl über einen von diesem Geschlecht! O ich möchte sehen, welche Augen er machen wird, wenn er hört: Olympie ist Boisens Frau! Fahrt zum Teufel!“

5.

Isabelle kam zu der Frau von Sonnenberg. Sie hatte sie nicht verlangt.

„Das ist sonderbar!“ sagte Isabelle nachdenkend — „und mein Vater sagte mir es so angelegentlich, so unruhig möchte ich sagen, und mein Bruder, der mich an den Wagen begleitete, — ja, auf seinem Gesichte lag ein falsches Lächeln, das jetzt mein Mißtrauen erregt.“ Aber sie vergaß es; denn sie redete mit der Frau von Sonnenberg von dem theuern Ferdinand.

Da kam die Amme getrippelt, und trug auf ihrem Gesichte schon sehr wichtige Nachrichten.

„Mein gutes Kind, mein Bellchen,“ hob sie schnell athmend an — „wo fang ich an, dir zu erzählen? wo hör' ich auf? Olympie ist Braut von Boisen, und —“

Isabelle schrie laut auf: „sag, es ist nicht! O sag, es ist nicht!“

„Ist Braut! und morgen schon ganz früh ist die Trauung. Ich hab's von Olympien selbst,

die, wie du weißt, Bellchen, geduldig wie ein Lamm alles trägt."

„Um Gotteswillen!"

„Ja, ja Kind, so ist's! Auch war's die höchste Zeit. Denn es hat sich eine Frau gemeldet, die — denke einer den Unmenschen! — Mutter von Boisen ist, und die er sammt dem Kinde hat sitzen lassen — hat mir mein Sohn erzählt — eine junge, liebe Frau, schön wie der Tag! Die ist hier, und verlangt von dem Kammerherrn die Ehe."

„Du weißt doch, wo sie ist?"

„Was wollte ich nicht, Bellchen? sie wohnt in der großen Allee in Reichels Garten."

„Und der Nahme?"

„Den wußte mein Sohn nicht. Ach die unglückliche Olympie! das fromme Mädchen! und du weinst nicht, Belle? Du weinst nicht?"

„Ich habe keine Zeit zum Weinen!" rief Isabelle, und ging heftig bewegt auf und nieder.

„Du hast den Schlüssel zur Hinterthür?"

„Ja, Belle!"

„Bleib im Fenster liegen, liebes Mütterchen, oder gib mir den Schlüssel."

Sie erhielt den Schlüssel. „Gib ja acht, wenn ich komme! Ich komme spät; aber ich komme gewiß!"

Sie stürzte zur Frau von Sonnenbergen. Sie ließ sich von ihr einen Mantel geben, einen schwarzen Hut mit einem Flor. Sie hüllte sich hinei

„Und nun,“ rief sie mit gefalltenen Händen — „und nun lege der Himmel, und alle Geister, welche die Unschuld beschützen, Beredsamkeit auf meine Zunge!“

„Was hast du, Isabelle?“

„Ich muß Olympien retten,“ und dahin flog sie.

Es war Abends nach Sieben. Sie ging zum Thore hinaus, vor Ferdinands Hause vorüber, die Allee hinab. Man zeigte ihr Reichels Garten. Sie faltete noch einmahl die Hände, ihr Herz schlug unbändig. Sie schellte. Man öffnete. „Ich möchte gern die junge Dame sprechen, die hier wohnt,“ sagte sie zitternd.

Die Magd öffnete ihr die Thür des Zimmers, und sie trat bebend über die Schwelle ins Zimmer

Ach, sie konnte nicht reden. Sie schluchzte laut, sie streckte Gismonden die Arme entgegen.

„Was ist Ihnen, liebes Kind?“ Sie nahm das Mädchen in ihre Arme, sie schlug den Schleyer über die Stirn zurück, und betrachtete mit Wohlgefallen Isabellen.

Isabelle schlank ihre Arme um Gismondens Hals.

„Ich beschwöre Sie, — ich weiß Ihren Nahmen nicht, — ich beschwöre Sie, das allerunglücklichste Mädchen, das auf der Erde ist, zu retten, meine Schwester! Sie waren ja auch unglücklich, Sie

waren ja auch von dem Bösewicht betrogen! O retten Sie! retten Sie!"

Mutter und Tochter umarmten sie mit Liebe. „Reden Sie, wenn wir retten können." —

„Sie allein können sie retten!"

„Wir?"

„Sie! wenn anders —" sie sah das Kind an, und stockte — „Boisen! Boisen heißt er!"

„Boisen? das ist seltsam. Doch reden Sie!" Isabelle erzählte alles, und bath dann, daß Gismonda mit ihr zu ihrer Schwester gehen möchte; aber erst um Mitternacht.

Gismonda zerfloß in Thränen, die Mutter aber saß mit finsterer Stirn. Dann sagte sie ihrer Tochter ein paar Worte heimlich, und Gismonda sah Isabellen starr an.

„Unmöglich," sagte sie auf italienisch ihrer Mutter — „kann das Gesicht betrügen!"

Da sank Isabelle auf die Knie, und erboth sich, die beyden Damen erst zu der Frau von Sonnenberg zu führen, wohin sie ja ihren Wirth, den Gärtner, mitnehmen könnten.

Alle Zweifel verschwanden, und um Mitternacht gingen sie — das Kind trug Isabelle — in die Stadt nach des Barons Hause.

Isabelle öffnete leise die Thür, und sie waren bey ihrer Amme.

Eben erst war der Husar weggegangen. Er

hörte von Olympiens Jungfer, daß Olympie schliefe.

Er fürchtete Isabellens Thätigkeit.

Er war fort, und Isabelle schlich nun durch ein Hinterzimmer zu Olympien.

Sie weckte sie mit einem sanften Kusse.

„Bist du es noch, Isabelle?“ sagte sie voll Schmerz; denn daß Isabelle abwesend war, hatte sie gern gesehen.

„Ich bins, meine Olympie! Rede leise. Ich habe dir etwas Wichtiges, etwas Freudiges mitzutheilen. Du bist frey von Boisen.“

Olympie seufzte aus dem gebrochenen Herzen. „Ach Schwester, du weißt nicht —“

Isabelle legte ihr den Finger auf die blassen Lippen. „Gerettet bist du, Olympie! Es ist eine Frau hier, die Mutter ist von Boisen, die der Betrüger verführt hat. Lies, lies hier; das hat er heute erst geschrieben.

Lebendig richtete sich Olympie empor, und las mit fliegendem Athem.

„Das hat er freywillig geschrieben? O, dann bin ich gerettet! O, ich glückliche! Freywillig?“

Isabelle erzählte, was ihr Madame Sartili erzählt hatte.

Da seufzte Olympie. „Gezwungen? Ach, Isabelle! Gezwungen? Er wird läugnen, und ich habe mein Wort gegeben.“

„Und ich löse es, Olympie! Zieh dich an.

Die beyden Frauen, o Olympie, erhabene, edle Weiber sind bey der Amme! Du mußt dich überzeugen."

„Ach, es wird mich dennoch nicht retten!"

„Wie, Olympie, du wolltest dem Kinde den Vater, der Mutter den Mann rauben? Du?"

Da war sie erschüttert. „Nein!" rief sie — „ich bin gerettet! Ich bins! O, Gott sey Dank!" Sie sank in Isabellens Arme.

Beyde Schwestern schlichen sich hinten hinaus zu der Amme; und nun hob Madame Sartili die lange Jammergeschichte ihrer Tochter an zu erzählen. Ein Todesschauer nach dem andern ergriff Olympien bey der Erzählung dieser Gräuel.

„Nein, nein, Isabelle!" rief sie, einmahl über das andere — „ich bin gerettet. Nein, ich habe den Muth, morgen nein zu sagen! Nein, Isabelle, und müßte ich vor Herr Braunen knien, und ihn um Hülfe bitten, ich schlage Boisen aus! Ich bin gerettet! O Gott, habt Dank, ich bin gerettet!"

„Fräulein," sagte die Mutter — „er ist ein listiger Bösewicht. Fassen Sie allen Muth zusammen!"

„Sorgen Sie nicht. Ich bin gerettet!"

Isabelle brachte sie wieder in ihr Zimmer.

Olympie legte ihren Mund auf Isabellens Brust, und fragte: „wie kann ich dir danken, liebste Schwester?"

„Wenn du Ferdinanden treu bist. das ist mein Lohn!“

„O Isabelle, in meiner Brust liegt jetzt eine Helle, schöne Hoffnung. Der Himmel, der mich heute rettete, kann noch mehr.“

„Du kannst es, Olympie! Sage doch so lange nein, bis sie dir erlauben, ja zu sagen. Ich muß fort! Gute Nacht! Und rede morgen kräftig! Gute Nacht!“

Isabelle nahm ihre Amme zur Begleitung mit sich, und sie gingen. Isabelle mußte die Madame Sartili begleiten, die in der Stadt zu Nacht sich nicht finden konnte.

Isabelle begleitete sie vor ihr Haus, und sie ging zurück.

Die Alte leuchtete mit der kleinen Laterne einem Manne ins Gesicht, der in der Allee auf und nieder ging; und Isabelle erkannte Bürgern.

„Willkommen Bürger! Grüßen Sie Ferdinanden, ich bin quitt mit ihm, er rettete mich, ich habe ihn gerettet. Morgen war Olympiens Hochzeittag.“

Die Kleine nahm seinen Arm, und erzählte ihm unterwegs, was sie gethan hatte, mit fröhlichem Eifer. „Sehen Sie, ich habe ihm Schach matt gebothen!“

„Das haben Sie, Isabelle! Aber er wird die Königinn vorziehen.“

„Die eben habe ich ihm genommen. Schach matt!“

„Aber er wird läugnen. Er wird auf eine Untersuchung dringen. Seine Familie wird ihn unterstützen, Ihr Bruder, Ihr Vater, Isabelle! Für die sanfte Olympie ist jeder Tag ein Geburtstag. Was läßt sich nicht beschönen? was nicht verhöhnen? Aber wenn er läugnet, so — leuchte ein Mahl her Mütterchen!“ — Er nahm aus seiner Brieftasche den Brief, den er in Boisens Taschenbuche gefunden hatte, gab ihn Isabellen — „wenn er läugnet: so zeigen Sie diesen Brief von Ihrem Bruder vor, und sagen Sie: Schach matt!“

Isabelle las den Brief. „Er ist von meinem Bruder. Olympie wird, fürcht' ich, keinen Gebrauch davon machen.“ Sie gab ihn der Amme, ihn Olympien zu geben.

Bürger begleitete Isabellen bis vor das Haus der Frau von Sonnenberg.

Bürger küßte sie herzlich, und sagte: „Olympie schläft, Ferdinand schläft; aber die Freundschaft wacht!“

„O wie süß werden wir schlafen, wenn sie endlich glücklich sind! Morgen!“

„Morgen!“ Sie gingen auseinander.

„Nun,“ sagte der Baron am andern Morgen zu seinem Sohn — „hat Olympie Niemanden gesprochen?“

„Nein! bis Zehn blieb die Mutter bey ihr, und ich hielt an ihrer Thür Wache, bis sie schlief.“

„So ists gut! Ich bin der Unruhe müde!“

Um neun Uhr waren Boisens versammelt; der Prediger saß im Nebenzimmer.

Der Vater mußte Olympien wecken lassen. Sie hatte sehr süß geschlafen.

Sie erschrack, da sie ihren Vater ins Zimmer treten sah. Er nahm sogleich ihren Arm, und führte sie, unaufhörlich redend über den glücklichen Tag, in den Saal.

Der Graf Sonders trat ihr entgegen. Boisen küßte ihre Hand; der Präsident lachte laut. Die Mutter erblaßte, die Präsidentinn blähete sich auf: der Husar triumphirte, und Olympie, mit einer ungewöhnlichen Röthe auf den Wangen, schlug das Auge auf, und ließ es wieder sinken.

„Liebes Kind!“ hob der Vater feyerlich an.

„Erlauben Sie mir, Vater, einige Worte zu sagen! Es sind Personen da, die ein näheres Recht auf den Herrn von Boisen haben, als ich je erwarten kann. Er hat eine Verbindung mit einer Signora Sartili geschlossen, welche so heilig ist, daß ich — Es lebt ein Sohn von dem Herrn von Boisen.“

Das war ein Donnerschlag für Alle.

„Haben Sie von dem Fäbelchen nun endlich auch gehört, Olympie?“

„Von dem Fäbelchen? Frau Präsidentinn, ich

hoffe, Ihr Herr Sohn wird seinen Sohn nicht verläugnen wollen, wenn er auch die Mutter verläugnet."

„Das würde er nicht, hoff ich mit Ihnen, Olympie! Es gibt Menschen, die es gern sähen, es wäre so. Aber Gott Lob! mein Sohn hat Beweise, die Sie, meine theure, edle Olympie, beruhigen werden."

„Ich habe vom Gegentheil Beweise, Frau Präsidentinn, die mich gegen jede Anmuthung schützen müssen. Die Sache muß nun durchaus vorbey seyn." Sie verbeugte sich tief gegen die Präsidentinn.

„Sie sehen, wie ruhig ich bin, mein gnädiges Fräulein!" sagte mit einem ruhigen Lächeln der Kammerherr.

„Vielleicht nur, weil Sie nicht fürchten, daß in meinen Händen Ihr eigenhändiges Zeugniß ist, daß Sie Mutter und Sohn anerkennen. Hier ist es!"

„In der That, man ist sehr geschäftig gewesen, eine Verbindung zu stören, die zwey Familien beglücken soll," sagte die Präsidentinn, stolz das Haupt hin und her wiegend — „daß dieses Zeugniß ausgestellt ist, wissen wir Alle."

„Wir Alle," sagte der Graf — „aber wir Alle wissen auch, daß Boisen unschuldig ist. Selbst Ihr Vater, der Baron, weiß es."

Der Vater lächelte und nickte.

„Zum mindesten weiß ich nichts davon," sagte

die Mutter — „und ich muß Sie bitten, mir zu erklären wie der Herr von Boisen unschuldig ist!“

„O recht gern, Frau Baroninn! Mein Sohn lernt in Italien eine Madame Sartili und ihre Tochter kennen, die in stiller Bescheidenheit mit dem Schein der höchsten Tugend leben. Die Tochter ist zum Entzücken schön. Mein Sohn geht im Hause aus und ein; weiter haben Sie keinen männlichen Umgang. Heimlich aber hat die Tochter einen Liebhaber. Mein Sohn hat in der That zu dem Mädchen eine Art von Leidenschaft gefaßt. Man sucht das Netz über ihn zusammenzuschlagen, bis zum Glück mein Sohn erfährt, daß sie beyde als Sängerinnen auf dem Theater in Neapel gewesen sind.“

„Er will sich entfernen. Allein man will den reichen Raub nicht fahren lassen. Die Tochter ist schwanger von ihrem Liebhaber. Dort beschuldigt man meinen Sohn nicht. Er reist ruhig ab. Nach drey Jahren erscheint die Dame hier, lockt meinen Sohn unter einem Vorwande in ihr Haus, und dringt ihm, die Furie! mit dem Pistol in der Hand, die Schrift ab, die Sie in den Händen haben, Olympie! Mein Sohn — und das ist der einzige Vorwurf, den ich ihm machen kann — läßt sich von der Schauspielerinn imponiren, und unterschreibt. Ich berufe mich hier auf Alle, die hier stehen, daß die Sache so ist, liebste Baroninn!

Wer redet gern davon? und darum ist Ihnen die Sache verschwiegen."

Sie bezeugten Alle, daß dem so sey.

Die Mutter sagte: „Ich muß aber bitten, daß man so lange verzieht, bis mein Bruder, der Oberst, kommt; auf Olympien haftet kein Verdacht. Ich muß in der That bitten." Sie wollte an die Schelle, um den Obersten rufen zu lassen.

„Liebe Mutter," sagte Olympie — „wir finden uns wohl selbst heraus, ohne den Obersten."

„Hat die Frau von meinem Sohn noch eine Zeile, die nur Vertrauen anzeigt: so erkenne ich ihn selbst für schuldig."

„Sie sind Mutter, Frau Präsidentinn; aber ich wünschte, Sie sprächen Mutter und Tochter selbst. Es wird sich ja erweisen lassen, daß die Mutter in Klagenfurth als die Witwe eines Kaufmanns ehelich gelebt hat."

„Nein, Fräulein," rief die Präsidentinn — „das muß ich mir doch verbitten, meine Familie mit dem Gesindel zu confrontiren!"

Hier trat der Husar vor, und sagte: „Ich habe mit Vorsatz so lange geschwiegen, Olympie, wie ein kleiner Verdacht auf Boisen ruhen könnte. Nun muß ich wohl reden. Es thut mir weh; denn ich muß einen jungen Mann in ein zweydeutiges Licht setzen, dem unser Haus eine große Verbindlichkeit schuldig ist, und sein Zeugniß, Olympie —

ich meine Braunen — wird dir unverdächtig seyn?"

„Vollkommen!"

„Nun denn, Herr Braune kennt, denk ich, die junge Dame mit dem Kinde recht genau. Er war früh Morgens in dem Hause, und oft bis Mitternacht."

Das empörte Olympiens Herz. „Verläumder!" sagte sie leise.

„Er wurde verhaftet, weil er der Polizey verdächtig wurde, und nun" — hier bückte er sich lachend — „ich muß erröthen! — nun nahm ich seine Stelle ein, und wurde von Mutter und Tochter recht freundlich aufgenommen. Ich hoffe, Olympie, dem Zeugnisse des Mahlers wirst du glauben, wenn auch nicht meinem."

„Eben deinem glaube ich," sagte sie mit dem stärksten Unwillen, den ihre sanfte Natur hervorbringen konnte. Sie zog seinen Brief hervor. „Oder hat dich auch Jemand mit dem Pistol in der Hand gezwungen, diesen Brief zu schreiben? Herr von Boisen," fuhr sie mit der Würde der beleidigten Jungfrau fort, ihm den Brief zeigend — „wollen Sie alle Ansprüche an mich auf ewig aufgeben, oder soll ich diesen Brief, der Madame Sartili und ihre verführte Tochter betrifft, vorlesen?"

Er warf einen Blick auf den Brief, und er-

blaßte. Der Husar warf sein Auge auf den Brief, und lächelte.

„Madame Sartili und ihre Tochter sind zwey höchst achtungswerthe Frauen. Das kann ich versichern, und ich fordre den Herrn Kammerherrn auf, wenn er das Herz hat, es zu verneinen.“

Sie schwieg einen Augenblick. Boisen schwieg auch.

Dann lehnte sie sich ermattet an ihrer Mutter Brust; dann ging sie rasch auf ihren Vater zu, kniete vor ihm nieder, und sagte: „Vater, ein glückliches Kind feyert Ihren Geburtstag!“

Der Baron wußte nicht, was er sagen sollte. Er verbarg seine Verlegenheit in einer Umarmung Olympiens.

Der Husar und Boisen waren indeß verschwunden.

Die Präsidentinn sagte zu Olympien: „Sie sollten einer jugendlichen Thorheit viel verzeihen, schöne Olympie; denn Sie wissen ja selbst, wie viel stärker eine Leidenschaft ist, als die Achtung, die Sie ihrem Range schuldig sind. Man hätte uns wohl dieses seltsame Schauspiel ersparen können, Herr Baron!“ Sie gab ihrem Oheim die Hand; der Präsident schleppte sie lachend hinter her.

Der Baron begleitete sie kopflos an den Wagen.

„O Gott Lob, meine Olympie, daß du gerettet bist! Gott Lob! Aber wer, wer, welcher Engel hat dich gerettet?“

„Isabelle! meine Schwester Isabelle!"

„Wie konnte sie es? Sie war entfernt. Dein Bruder bewachte dich."

Der Vater kam zurück. „Ich wünsche dir Glück, Olympie," sagte er mit einer falschen Freundlichkeit. „Daß ich nun aber nicht ein Wort mehr höre von Verbindungen, die ich eben so unschicklich finde, als du die mit Boisen. Ein Mädchen, das eine Heirath ausschlägt, muß einen ganz unbescholtenen Ruf haben, sonst ist sie eine Thörinn, oder noch etwas Schlimmeres. Wer ist denn der Machinist zu diesem Schauspiel?"

„Mein gutes Glück, mein Vater!"

Er war zu erbittert, um weiter zu fragen. Er verließ ungestüm das Zimmer.

6.

Auf der Gasse sahen sich Boisen und der Husar einander an. Der Husar schlug eine laute Lache auf; Boisens Gesicht sah aus wie die Hölle. Isabelle lag bey der Frau von Sonnenberg im Fenster. Sie sah Boisen, und sie wußte, ihre Schwester war gerettet. „Guten Morgen!" rief sie herab.

Eine Gasse weiter begegnete ihnen Bürger. Er hatte aus einem benachbarten Kaffeh-Hause die Boisen abfahren sehen. Er wußte, Olympie

war gerettet. Er eilte nach Hause, seinem Freunde die frohe Nachricht zu bringen. So begegnete er den beyden Herren. Sein Gang war keck und stolz, wie der eines römischen Triumphators. Sein Gesicht lächelte vor Freude.

„O, wären meine Blicke Todespfeile!“ rief Boisen.

Sie kamen zu Hause an.

„Aber wie kam das alles?“ fragte der Husar. „Wie kommt mein Brief in Olympiens Hände? Wie die Anerkennung deines Sohnes?“

„Dein Brief? Wo erhielt ich ihn denn? Himmel, o Himmel! Ich erhielt ihn eben, da ich den Handel mit diesem verwünschten Bürger hatte. O zum Teufel! ja! Ich zog mein Taschenbuch, worin der Brief lag, hervor, um eine Rechnung zu suchen, und vergaß sie einzustecken, gerade da er ins Zimmer trat, um mir die schöne Helena abzujagen.“

„Man verbrennt solche Briefe nach dem Lesen. Aber soll ich an Zauberey glauben; denn Olympie wußte um Mitternacht gestern noch nicht ein Wort. Isabelle, glaub mir, es ist Isabelle!“

Da riß die Präsidentinn die Thür auf, und sagte: „Isabelle hat den Mahler befreyt. Sie ist bey dem Fürsten gewesen; und ich fürchte, die Sonnenberg ist ihre Helferinn.“

„Getroffen! getroffen, liebe Mutter!“

„Nicht getroffen, Boisen!“ sagte der Husar lachend. „Du selbst bist an allem Schuld. Wer hieß dich, mich bey Madame Sartili aufsuchen? Sie wußte nicht ein Wort von dir. Warum verbrennt er meine Briefe nicht, und läßt sie in die Hände seines Feindes kommen? Olympie war dein, wenn du nicht selbst blind in das Netz liefest.“

„Verdammtes Schicksal!“

„Schicksal? das Ding sieht so seltsam aus, ging so seltsam, alles schlägt so gerade in dem rechten Augenblicke über dich zusammen! Aus Norden weht der Wind deinen Brief her, und aus Süden die beyden Damen, in Einem Momente, gerade in dem Momente, wo wir so sicher sind, ist alles verloren! Schicksal! Seltsam genug, daß der Zufall gerade so aussieht, wie das Geschick! Und nimm dazu, daß durch Zufall die Nahmen Boisen und Balke schon so oft feindlich zusammen gerathen sind.

„Balke? wie denn Balke?“ fragte die Mutter betroffen.

„Der Mahler ist der Enkel Ihres Schwagers aus Birkfelde.“

Die Präsidentinn erblaßte und schwieg; denn sie erinnerte sich an die Worte des alten Oheims Boisen, da er ihre alte Schwiegermutter aus dem Hause führte, vor denen der ganze Saal erstarrte. „Bitte Gott,“ sagte der Alte — „daß

deine Frau nicht Mutter wird! Sie wird dir die unversöhnlichen Rachegöttinnen ans Licht bringen!"

Nachher schrieb er, da der Präsident sich an ihn wendete, um sich mit ihm auszusöhnen: „Ihr habt die edelste Familie gehaßt, den Nahmen Balke. Ich müßte mich schlecht auf das Geschick verstehen, wenn deiner Mutter Fluch es nicht gegen deinen Nahmen bewaffnet! Zittere du, so oft der Nahme Balke genannt wird!"

Da fiel ihr jetzt ein, und ein Schauer nach dem andern ergriff sie.

„Das ist kein Zufall, mein Sohn!" sagte sie mit zitternder Stimme. „Das ist — die Hand — des Schicksals."

Boisen lächelte boshaft; aber er schwieg.

„Schicksal oder Zufall!" rief er — „meine Rache habe ich, und die soll mir kein Geschick aus der Hand winden. Diese Sonnenbergen ist's, die ist mein Geschick! die ist's; kein Anderer!"

„Ich möchte wissen, was du mit der Sonnenbergen hast," sagte der Husar, da die Mutter hinaus war.

„So höre, und ich will den Schleyer von einem so genannten tugendhaften Charakter abziehen."

„Diese Frau von Sonnenberg liebte als ein junges Mädchen meinen Oheim, den Grafen Fritz. Mein Oheim hatte eine entschiedene Ab-

neigung gegen sie. Er hatte den Grundsatz: „Ein Diplomatiker darf vor dem vierzigsten Jahre nicht heirathen.“ War's die Aussicht auf den Titel „Gräfinn“, oder war es Geitz nach den Gütern der Sonders? Genug, sie haßt uns, weil wir die Erben der Güter sind. Ist das Schicksal: so spielt es eine häßliche Rolle. Das schöne Fräulein heirathete Sonnenbergen, man sagte damahls, wider Willen; und sie war fast immer auf Reisen, deren Grund Niemand errieth.

„Die edle Frau war berühmt wegen ihrer fleckenlosen Tugend. Alles beugte sich vor ihr, alles, selbst deine Mutter vor diesem Spiegel der weiblichen Tugenden.

„Nun traf ich auf Bürgern. Jetzt muß die Wahrheit und mein Haß heraus. Er hat mich behandelt, wie man einen aus dem untersten Pöbel behandelt. Ich trage für ihn in meiner Brust den unversöhnlichsten Haß und den Tod. Ich will alles aufgeben im Leben, nur die Rache nicht an diesem elenden Menschen. Ich forschte nach ihm. Seine Schwester ist der Sonnenbergen Schwiegertochter; er, des Mahlers vertrautester Freund, jetzt sein Schwager, und Prediger in Holm. Dahin reiste ich im Frühjahre; das war meine geheime Reise, über die du so viel spötteltest. Ich komme dort an, natürlich verstellt durch Kleidung und Mahlerey, und ich höre das ganze Dorf über ein Kind reden, das man hier ausgesetzt und der Pfarrer

Braune erzogen hat. Merke auf, das ist der Mahler!

„Wer weiß, was sich daraus machen läßt, denke ich lächelnd, und das Geschick hat viel daraus gemacht.

„Ich wohnte in Haidebüren, nahe bey Holm. Ich stehe in der Thür, und ein Wagen hält. Frau von Sonnenberg steigt aus, so gut vermummt als ich, ohne weibliche Begleitung. Was sucht die hier? denk' ich.

„Sie hält sich hier in eben dem Wirthshause, worin ich bin, heimlich auf. Der Bediente wird weggeschickt, und Frau von Sonnenberg sitzt einsam auf ihrem Zimmer, und seufzt.

„Mein Zimmer war von ihrem durch eine Breterwand getrennt. Ich konnte ziemlich hören, was im Zimmer gesprochen wurde.

„Der Bediente, der weggeschickt ist, kommt zurück.

„„Es ist Ihr Sohn, Ihr Gnaden!" ruft er — „die Zeit trifft zu. Fünf und zwanzig Jahr. Ich höre von einer Korbwiege, von einem Pudel, von dem theuren Geliebten. Ich hätte fast laut auflachen mögen, da ich hinter diesem Königsmantel der reinsten stolzesten Tugend das Herz voll verstohlner befriedigter Begierden sah."

„Sie ging selbst zwey Mahl nach Holm zu dem verhaßten Bürger. Es war ihr Sohn. Sie reiste eben so heimlich wieder ab, und ich — ich

ging nun auch ins Dorf, erkundige mich nach dem ausgesetzten Kinde. Die Bauern sagten, daß die Mutter des Kindes bey dem Pfarrer gewesen sey.

„Ich erkundigte mich so genau, daß ich nicht irren kann: „Dieser Braune ist ihr Sohn!"

„O was ist denn nun schlimmer: ich, der ich einen Sohn unter der Obhuth einer wohlhabenden Mutter verlasse, oder diese tugendhafte Mutter, die ihren Sohn an das Ufer des Meeres aussetzt, wo ihn die erste Welle in das Grab hinab spülen kann?

„Ich kam zurück, du weißt mit welcher Freude.

„Ich frage hier noch. Es ist gerade die Zeit, wo die Frau von Sonnenberg als Mädchen mit ihrer Mutter auf Reisen gewesen ist, und auf einer geheimen Reise, so daß ihre nächsten Freunde nicht gewußt haben, was sie daraus machen sollten. Die Mutter kommt zurück, und die Tochter bleibt in Jütland bey ihrer Tannte, der Äbtissinn.

„Hat das Geschick diesen Bürger hierher geschickt, mich zu entlarven, so sendete mich das Geschick nach Holm, die Heuchlerinn zu entlarven. Und wir werden Sie entlarven, meine gnädige Frau!

„Sieh, nun kam sie hier an. Sie hört, daß ihr Bankert Olympien liebt. Sie zieht Isabellen an sich. Sie häckelt sich an dein Haus, an den Obersten. Sie bittet den Mahler zu Tisch, der Oberst muß ihn bitten. Man will die Welt

darn gewöhnen, den ehrlosen und nahmenlosen Bankert in unsern Gesellschaften zu sehen.

„Ob ihr Sohn weiß, daß sie seine Mutter ist, bezweifle ich; denn Bürger ist in ihr Haus, so viel ich weiß nicht gekommen; daß sie aber Lust hat ihn mit dir zu verschwägern, ist dir wohl nicht mehr zweifelhaft.

„Ich stehe ihr nur im Wege, gerade ich, der Erbe der Güter des Grafen Sonders, der ihr so verhaßte Erbe. Der Zufall hilft ihr! die närrische Liebe Isabellens zu ihrem Retter, die Sartili, die der Teufel gerade hierher führt, und dieser verdammte Bürger mit seinem Briefe.

„Da hast du das Schicksal, die Tugend, das Leben, eine kleine Weltgeschichte, wo die Heucheley noch schlimmer als die freye jugendliche Lust schleichend dem Laster den Krieg erklärt, sich mit allem Theaterpomp der Empfindsamkeit, des hohen Pathos, des vergeltenden Schicksals behängt: und unter dem Vestalenschleyer schlüpfen hübsche Bankerte hervor, welche die Tugend zum Tode weiht, und das Herz, statt von Tugend zu glühen wie man glaubt, glüht von recht derber sinnlicher Begierde! Da hast du die eine Hälfte des menschlichen Geschlechts! die andere treibts nicht besser, aber sie will doch ehrlich und nicht besser seyn, als die Natur den Menschen machte. Was sagst du nun?"

Der Husar lachte laut und anhaltend. „Du solltest eine Weltgeschichte schreiben! Aber begreifst

du, was sich aus der Sache machen läßt? Ich stehe dir für Olympiens Hand."

„Wie so? Laß deine Weisheit hören." -

„Du setzest der tugendhaften Frau von Sonnenberg das Messer an die Kehle, gerade wie deine Madame Sartili, und sagst: Entweder Olympien oder ich schieße Ihre Ehre in Grund und Boden."

Das überlegte Boisen. „Wie kann sie mir Olympien schaffen, auch wenn sie wollte?"

„Pah! sie muß ihren Sohn entfernen; sie zieht den Obersten, meine Mutter auf ihre Seite. Mein Älter, das laß dir gesagt seyn; ist mit Leib und Seele unser! Olympie ist weich und biegsam wie Wachs. Isabelle aber ist wie das Schicksal unerbittlich. Was kann sie allein? Die Sonnenbergen mag sehen, wie sie dich bey Olympien wieder weiß macht. Ich gebe die Sache noch nicht verloren. Nur diese Sartili, eine wahre Isabelle —"

„Sie verlangt nicht Geld, nicht meine Hand nur meinen Nahmen, und ich, heiße ich Graf Sonders: so mag in Italien mein Sohn einen andern Nahmen fortsetzen. Ich bin ohnehin der letzte Boisen. Ich habe das meiner Mutter erklärt. Vor diesem Weibe habe ich gezittert: vor Niemand sonst. Aber schweig, damit sie alle in unserer Gewalt bleiben. Ich bitte dich, schweig! Die Sonnenbergen muß sehen, daß sie sicher ist. Meine

Mutter würde das Geheimniß nicht eine Stunde lang verwahren können, so zuwider ist ihr die Sonnenbergen mit ihrer bürgerlichen Demuth."

Madame Sartili wich nicht einen Zoll breit von ihrer Forderung, so sehr auch der Graf sich krümmte und wendete. Sie drohete, sich dem Fürsten zu Füßen zu werfen, und Gerechtigkeit zu fordern; und vor dem Fürsten zitterte der Graf, seit Isabelle bey ihm gewesen war.

„Aber dann, Signora," sagte er — geben Sie Ihr Wort, zu schweigen!"

Stolz antwortete die Signora: „Ich mache Bedingungen, nicht Sie; denn ich bin beleidigt nicht Sie!"

Dann sollte sie sich verbindlich machen, daß Ihrer Tochter Sohn nie weitere Ansprüche an seinen Vater oder sein Vermögen machen sollte.

„Ich? für den Knaben? Hat er Rechte: wie könnte ich sie ihm nehmen? Er mag sein Recht vertheidigen, wie ein Mann. Ich habe ihn vertheidigt!"

„So breche ich alle Verhandlung ab, Signora!"

„Auf Ihre Gefahr, Herr Graf! Er verführte meine unschuldige Tochter, mit einer List, welche ihm die Hölle einblies. Das Kind ist sein Sohn. Das allein will ich so feyerlich wie möglich anerkannt wissen. Ich will! Ich will durchaus, Herr Graf! Lebten wir in Italien, so wäre sein

Blut schon vergossen. Ich habe hier in Deutschland Gesetze ehren lernen. Wollen Sie nicht, so gehe ich Morgen zum Fürsten; und wird mir Gerechtigkeit versagt, so fordere ich sie von dem Verführer selbst. Sie sollen mich über meine Pflicht gegen seinen Sohn nicht irre machen. Gewiß nicht! Herr Graf, Sie eben öffnen mir die Augen über das, was ich zu thun habe.

Die Frau war so ruhig, so fest entschlossen, ihren Willen durchzusetzen; und Boisen, der ihren unerschütterlichen Muth kannte, und vor ihrer bewaffneten Hand zitterte, trieb die Sache so eifrig, daß dann endlich die Acte, worin Gismondens Sohn als Boisens Sohn anerkannt, und für Mutter und Sohn ein Jahrgehalt ausgesetzt wurde, zu Stande kam. Die Präsidentinn unterschrieb mit heißen Thränen. Madame Sartili war zufrieden, und ihre Tochter nahm von dem Tage den Nahmen Frau von Boisen an.

„O Gott!“ rief die Präsidentinn höchst erbittert darüber — „lieber Oheim, geben Sie ihm den Nahmen Sonders!“

Der Graf versprach. Madame Sartili reiste ab, und der Unmuth wurde vergessen. Wer kannte in Italien die Boisens!

Frau von Sonnenberg an Agnes.

Gott, liebste Agnes, wo bin ich? Was soll ich thun? Was kann ich thun? O ich bitte deinen edlen Mann um seinen Rath! Sende mir deinen Brief durch eine Estaffette!

Je mehr ich meinen Sohn kennen lerne, desto mehr sehe ich mich gezwungen, ihn zu lieben. Ach, ich durfte ja nur Wünsche für sein Glück thun, nur Wünsche! Ach, er hat seiner Mutter warmes Herz, er liebt Olympien noch immer mit einer unendlichen Liebe, und dennoch verschweigt er sie.

Er könnte sie sehen, so oft er wollte. Denn Isabelle, die ihr Leben daran gesetzt hat, ihm Olympiens Hand zu geben, wünscht nichts sehnlicher, als er möchte Olympien nur ein Mahl sprechen. Er hat es durchaus abgeschlagen.

O welch ein Mädchen! welch ein Mädchen!

Die Verbindung zwischen dem Kammerherrn Boisen und Olympien wurde von Olympiens Vater und der Familie Boisens abgeschlossen. Warum man meinen armen, unglücklichen Sohn so fürchtet, weiß ich nicht. Es ist, als hätten die Grausamen eine Ahnung davon, wie fürchterlich er ihnen werden könnte, wenn seine Mutter, ach die unglückliche Mutter! den edlen Sohn anerkennen wollte.

Die Grausamen! sie ließen ihn verhaften. Ach,

Niemand, auch die edelsten Menschen, rührten nur eine Hand zur Befreyung des Unschuldigen! Die Freude ras'te fort; das Vergnügen, die Lust zog mit den flatternden Fahnen, mit dem tollen Gejauchze durch das Leben, während die Unschuld im Gefängniß schmachtete. Ach die Mutter selbst hatte nur Thränen, nur Wünsche, nur Sorgen! O wenn ich meinen Blick an den heitern Himmel schlug, so mußte ich ja rufen: „O willst du dich nicht mit schwarzen Wolken bedecken, bey den Verbrechen, welche die Erde füllen?" Aber die Sonne ging ihre glühende Bahn! Kein Stern zögerte seinetwillen auf seinem stillen Wege.

„Nein," rief ich — „nun nicht länger. „Ich war entschlossen, mich zu den Füßen des Fürsten zu werfen, und ihm zu sagen: „Er ist mein Sohn, und er ist unschuldig!"

Aber da war er gerettet. Ein junges Mädchen, Isabelle, flog mit ihrer warmen Inbrunst zum Fürsten, und er war frey!

Nun wurde ich ganz unthätig; denn sein Busenfreund ist hier, der Prediger aus Holm. Ich durfte nicht erscheinen. Ich ließ alles abweisen; ich war krank, und ich wurde es in der That.

So fest auch Isabelle überzeugt war, Olympie würde nicht einwilligen, Boisen ihre Hand zu geben, so gelang es doch dem Vater, Olympiens weiches Herz zu verleiten, Ja zu sagen.

Es war nur noch eine Nacht zwischen der Verheirathung.

Isabelle, wie ein Engel vom Himmel, trat mit ihrer Allmacht dazwischen. Sie rettete ihre Schwester vom Elende, dem größten Bösewicht aufgeopfert zu werden.

Boisen hat ein Mädchen verführt, und einen Sohn mit ihr.

Isabelle entdeckt es, ich weiß noch nicht, auf welche Weise. Sie gab in dieser Nacht ihrer Schwester die Beweise; und die Verbindung zwischen Boisen und Olympien war auf ewig getrennt.

Aber dennoch ließ ich meine Hoffnungen fallen; denn Olympiens Vater ist höchst erbittert, besonders auf meinen Sohn, dem er alle Schuld zuschreibt.

Isabelle allein hat Muth; obgleich sie nicht sagen kann, worauf er sich stützt.

Ich war noch immer krank, weil der Prediger aus Holm, der noch hier ist, die Mutter ja sogleich erkennen würde.

Ich spreche Niemanden als Isabellen. Olympie darf nicht zu mir.

Nun läßt sich diesen Morgen der Kammerherr von Boisen melden. Ich erstaune, und ich nahm ihn an; denn ich hoffte etwas zu erfahren.

Ich empfing ihn wie eine Kranke, und hieß ihn sitzen.

Wie erstaunte ich, da er anhob: „Sie wissen, meine gnädige Frau, daß eine Jugendunbesonnenheit die Verbindung zwischen mir und dem Fräulein Olympien zerrissen hat. Ich liebe aber das Fräulein so unendlich, daß ich endlich mich entschloß, Sie zu der Vermittlerinn zwischen mir und Olympien zu machen.“

„Mich?“ fragte ich im höchsten Erstaunen.

„Ja, Sie; denn ich weiß, wie mächtig Ihr Einfluß auf die Mutter und auch beyde Fräulein ist. Wenn Sie wollen, Sie, so ist der Oberst auch nicht mehr gegen mich.“

„Ich bedaure, Herr Kammerherr,“ antwortete ich ruhig nicht; denn es machte mich bestürzt, daß dieser Mensch sich an mich wendete. „Dahinter steckt etwas,“ rief's in meinem Innern. „Ich bedaure; ich mische mich nie in solche Sachen.“

„Ich weiß doch, aber, daß Sie nicht ganz gleichgültig gegen Olympiens Verbindung mit mir gewesen, und auch nicht ohne Einfluß auf Olympiens Entschluß geblieben sind.“

„Der Unverschämte, dachte ich. Er hielt fest sein Auge auf mich, wie ein Mörder auf das Schlachtopfer, das er ermorden will.“

„Da wissen Sie etwas, was Niemand sonst weiß,“ sagte ich lächelnd.

„Ganz eigentlich, Euer Gnaden, weiß ich, was Niemand sonst weiß. Ich, und ich allein, theile ein Geheimniß mit Euer Gnaden, was

Sie wünschen müssen, ewig verborgen zu sehen. Auch gebe ich ihnen mein Ehrenwort, zu schweigen, wenn —"

Hier waren seine Blicke Dolche.

„Welch Geheimniß?" fragte ich doch schon mit bebender Stimme.

„Das Geheimniß von einem Kinde, das in Holm gefunden wurde."

Ich erblaßte. Ich war im Innern erschüttert. „Reden Sie weiter," konnte ich kaum sagen.

„Ich bin fertig!" antwortete er, sich bückend.

„Das Geheimniß, Herr Kammerherr, theilen Sie nicht allein mit mir; es wissen Viele darum."

Aber wer die Mutter des Kindes ist, das theile ich mit Ihnen allein, Euer Gnaden!"

Ich saß da wie gerichtet. Ich sah verrathen, was verhehlt werden sollte. Ich sah es vom Schicksal verrathen, von einem Menschen entdeckt, der das allergrößte Interesse dabey hatte, es verschwiegen zu sehen. Diese Gedanken, die wie Blitze durch meine Seele zogen, machten mich muthig. Ich traute dem Himmel.

„Sie dürfen nur der Mutter Nahmen nennen."

„Sie!"

„Wo haben Sie es erfahren?" Ich wollte wissen, wie viel er wüßte. Er bückte sich.

„So ist unsere Unterredung zu Ende," sagte ich lachend, und stand auf.

Er küßte meine Hand. „Ihre Freundlichkeit gibt mir Muth. —"

Wie haben sie mein Geheimniß erfahren? Sonst nicht ein Wort mehr.

Er wurde stutzig, da er mich so heiter sah. Er fuhr fort: „Ein Zufall brachte mich nach Haidebüren, und ein Zimmer, das nur von dem Ihren durch eine Breterwand getrennt war. Ich wußte von nichts, bis Euer Gnaden mit Ihrem Taubert zu reden anfingen von Ihrem ausgesetzten, geliebten Sohn, von dem Prediger in Holm."

„Ich war neugierig, eine Dame zu sehen, der das Schicksal das Glück gab, sich so spät noch der verstohlnen Freude einer verbothenen, aber glücklichen Liebe so zu erfreuen. Ich sah Sie, und erstaunte, da ich Euer Gnaden erkannte, die Frau von Sonnenberg, die den Ruhm einer immer ruhigen, ungestörten Weisheit hat. Ich freute mich, daß ich Euer Gnaden Jugend mit meiner vergleichen durfte. Ihr Geheimniß ruht unbewegt in dieser Brust, und der Preis meiner Verschwiegenheit sey Ihre Unterstützung meiner Liebe bey Olympien."

Der Unverschämte! Aber doch mußte ich erst durchaus wissen, ob er nichts von dem Vater wußte. Er wußte nichts, er hielt meinen Sohn für die Frucht einer geheimen Ausschweifung. Er sag-

te es mir zuletzt gerade zu, mit einem Triumph, der zeigte, wie sicher er seiner Sache war.

„Ich bedaure,“ hob ich nun an — „daß ich dennoch Ihre Partie bey Olympien nicht nehmen kann, durchaus nicht. Sondern, ich sage Ihnen freymüthig, ich bin gegen Sie.“

Das ist zum wenigsten sehr undankbar gegen ein Herz, das ein solches Geheimniß so lange verschwiegen hat, und es vielleicht noch dreißig Jahre verschweigen soll.

„Ja, Herr von Boisen, ich ersuche Sie auch recht sehr, mit diesem Geheimnisse vorsichtig umzugehen; denn ich sage Ihnen hier: Es ist ein sehr gefährliches Geheimniß. Ich rathe Ihnen, es ja recht sorgsam zu verschweigen, damit ich nicht gezwungen bin — kommt es aus — zu sagen: es ist wahr, Herr von Boisen hat die Wahrheit gesagt!“

„Sie wollen mich irre leiten.“

„Wahrhaftig nicht! Ich bin die Mutter des Kindes.“

„Des Mahlers?“

„Des Mahlers, ich bin gezwungen, ein Geheimniß zu machen aus dem, was meine Brust mit Wonne erfüllt. Herr von Boisen, es ist jetzt auch Ihr Geheimniß. Verwahren Sie es wohl! denn es ist ein sehr gefährliches Geheimniß. Ich warne Sie. Sie haben mein und meines Sohnes Schicksal in der Hand. Bringen Sie das

Geheimniß aus: so ist es Ihre Schuld. Denn ich hätte es ewig verschwiegen; ich mußte es ewig verschweigen."

„Ich soll Euer Gnaden nicht verstehen."

„Ich habe Sie gewarnt, Herr von Boisen. Und nun leben Sie wohl!"

Das ist meine Unterredung mit ihm gewesen. Ich mochte nachher überlegen, liebe Agnes, so viel ich wollte, so schien mir, was ich gethan, so am besten gethan. Ich halte mich an den Himmel. Kommt das Geheimniß ohne mein Zuthun aus, dann sey mir es ein Wink des Himmels, die Wahrheit zu sagen, es entstehe daraus, was da will.

Zuweilen ist mirs, als hätte das Geschick diesen Boisen an unsichtbaren Fäden, und er thut, was er nicht will, und jauchzt, wo er zittern sollte.

Und findet dein Mann es gut, Agnes, was ich thue, so soll er mir rathen, auf welche Weise ich mein Geheimniß entdecken muß.

7.

Der Justizdirector billigte, was die Frau von Sonnenberg gethan hatte. Man muß das Schicksal nicht heraus fordern; aber fordert das Schicksal den Menschen auf: dann muß man ste-

hen, fest stehen! Unbeweglich! das schrieb er. Die Frau von Sonnenberg war entschlossen.

Boisen wußte nicht recht, was er aus der Sonnenbergen machen sollte. Sie hatte ihn gewarnt, daß Geheimniß nicht auszuplaudern, gerade als wäre es sein Geheimniß, und nicht ihres.

Er schrieb an Sie, und trotzte auf seine Verzweiflung, die ihn leicht zu einem Schritte bringen könnte, der —

Sie antwortete, daß sie ihn noch einmahl warne, das Geheimniß nicht auszubringen; übrigens habe sie ihm nicht ein Wort weiter zu antworten.

Der Husar brachte jetzt Boisen die Nachricht, daß der Oberst seinen Vater für den Mahler zu bearbeiten anfange, daß Olympiens Gram die Mutter immer mehr rühre, daß man den Arzt auf Olympiens Seite gebracht hätte, der den Vater mit Achselzucken ängstige. Da entbrannte sein Herz in entsetzlicher Wuth. Er schrieb an den Baron: „Ich kann es nicht ansehen, Herr Baron, daß man Sie so entsetzlich betrügt. Der Künstler, Herr Braune, ist ein ehrlicher Bankert ohne Nahmen, und seine Mutter ist die Frau von Sonnenberg. Zweifeln Sie, so erbiethe ich mich, der Frau von Sonnenberg es vor die Stirn zu sagen; sie wird nicht das Herz haben, es zu läugnen."

Jetzt fuhr der Baron tobend auf, und setzte das ganze Haus in die höchste Furcht, sogar Isabellen.

Zitternd fragte sie Bürgern, der zu seiner Abreise Anstalt machte, ob wahr sey, was Boisen geschrieben.

Bürger sagte, was er wußte, und Isabelle erblaßte; denn der Oberst hatte erklärt, wenn das wäre, so zöge er seine Hand von der Sache ganz ab; dasselbe hatte ihre Mutter erklärt.

Ferdinand lebte mit seiner Liebe und seinem Pinsel in der tiefsten Einsamkeit. Er erfuhr nur etwas, wenn Bürger ihm eine Hoffnung zu bringen hatte. Auch von diesem Ersterben seiner Hoffnung erfuhr er nichts. Bürger aber wünschte die Frau von Sonnenberg zu sehen, und Isabelle führte ihn zu ihr ins Zimmer.

Er blieb auf der Schwelle stehen, und rief: „So ist es dennoch Wahrheit! Ja, sie ist es! Ja, sie ist die Mutter des edelsten Menschen."

Isabelle warf sich an ihre Brust, mit dem lauten Geschrey: „O Sie sind seine Mutter!"

„Wer sagt's?" fragte sie, sich ruhig empor richtend, und Bürgern die Hand reichend.

Boisen hat es meinem Vater geschrieben."

„Er also, nicht Sie? Das ist mir lieb! sehr lieb! Wer weiß es noch außer dem Baron?

Isabelle sagte: „Der Oberst, meine Mutter; ach ich fürchte, liebste Freundinn, der ganze Hof, die ganze Stadt. Boisen sagt es, und mit Umständen, die ihm Glauben verschaffen."

Isabelle sagte das, ihr Gesicht schonend an der Mutter Brust verbergend.

„Nun denn!“ sagte die Mutter ruhig und erhaben. „Dem Willen des Geschicks entgeht keine Macht. Lieber Prediger, ja, ich bin seine Mutter, die Mutter Ihres Freundes; ja, Isabelle, mein Sohn hat dich gerettet. Aber ich bitte Euch, zu schweigen, bis alles vollendet ist, was nun vollendet werden muß.“

Isabelle lag vor ihr auf den Knien: „Seine Mutter? Sie? und so ruhig? mit so freundlich blitzenden Augen? O daß ist Hoffnung! O sagen Sie, winken Sie nur einmahl mit den Augen, das ist Hoffnung für Olympien, für Ihren Sohn!“

„Ja, ja, Isabelle, ich hoffe! ich hoffe! Aber ich bitte dich, theile sie deiner Schwester nicht mit; denn sie kann mißlingen. Ich rechne auf den Muth meines Sohnes, lieber Bürger, und auf seinen Gehorsam, wenn es mißglückt.“

„Und ich bürge dafür, meine gnädige Frau.“

„Und so laßt mich, und schweigt, meine Kinder! Ich habe Muth nöthig, denn ich stehe allein, und Niemand hilft mir.“

„Gott, das Schicksal, die Liebe, die Hoffnungen edler Herzen!“ rief Isabelle.

„Und fallen die ab: bleiben Ihnen dann nicht zwey edle Söhne?“

„Dreye, mein Sohn und zwey Töchter, die mich lieben und trösten werden.“

Sie gingen unruhig über die Zukunft aus-einander.

Isabelle kam zu Hause, sie setzte sich zu Olympiens Füßen, und sah ihrer Schwester so frohlächelnd ins Auge, so frohlächelnd, daß Olympie neue Hoffnungen schöpfte, und sagte: „O Isabelle, wenn ich auch keinen meiner Wünsche erreichte, bin ich dann nicht dennoch glücklicher, als tausend Andere, so geliebt zu seyn!“

„Du wirst auch alle deine Wünsche erreichen, Olympie. Ich hoffe, ich hoffe! Hoffe du auch!“

Der große Tag der Entscheidung kam.

Der Oberst hatte Boisens und den Grafen Sonders bebethen, den Baron und die Baroninn, und Isabellen. Olympie ließ sich auf Isabellens Rath bey dem Obersten mit Unpäßlichkeit entschuldigen, sie schob es auf Boisen, wie auch ihre Ältern.

Der Oberst hatte auch den jungen Grafen Sonders, den Bruder der Präsidentinn, bitten lassen. Er lebte in der Stille auf dem Lande, trotz seiner Kränklichkeit, in behaglicher Ruhe. Er sah seine Schwester selten. Er ließ zusagen; der Oberst hatte seine Gegenwart sehr angelegentlich gefordert. Die Gäste waren zusammen; da öffnete sich die Thür, und die Frau von Sonnenbergen trat ein mit

einem strahlenden Gesicht. Boisen erröthete denn doch ein wenig, da die Frau eintrat, mit deren Nahmen er jetzt so grausam umging. Er bückte sich indeß lächelnd wie die Andern.

„Ich muß um ein Paar Minuten," hob die Frau von Sonnenberg an — „Gehör für eine Begebenheit bitten, die alle Menschen, die hier sind, interessirt."

Sie war bey diesem Anfange so bleich geworden, daß sie jeder anstarrte. Sie fing an zu erzählen, wie der Graf Sonders, der verstorbene Gesandte in Wien, auf sein Gut gezogen wäre, wie ihre Mutter in der Gräfinn Sonders ihre Jugendfreundinn wieder gefunden, wie sie selbst den Grafen Fritz hier kennen gelernt hätte. Sie erzählte den Haß der beyden Väter, und die Liebe der beyden Kinder gegen einander, und wie sie endlich den Grafen Fritz in Schwezingen wieder gesehen, und wie da ihre Herzen sich wieder gefunden hätten.

Das alles hatte man nicht gewußt, und Aller Gesichter wurden gespannt, am meisten Isabellens, die ihre Ungeduld nicht mehr verbergen konnte.

Sie erzählte nun, wie sie mit Fritz auf dem Gute heimlich verheirathet worden wäre — da aber fuhr die Präsidentinn auf: „Hoffentlich werden darüber Acten seyn, die beweisen;" aber Boisens

Herz fing an unruhig zu schlagen; denn ihm fiel ein, daß er in Haidebüren den Nahmen Fritz von der Frau von Sonnenberg hatte nennen hören.

Alles wurde noch gespannter, da der Präsidentinn Bruder seine Schwester bath, die Frau von Sonnenberg anzuhören.

„In Lonato, einem kleinen Städtchen bey Rom, wurde ich Mutter von einem Sohn.“

Isabelle sprang auf, Boisen auch, die Präsidentinn auch. Der Präsident lachte laut und hirnlos. Der Oberst schlug den Tact seines Marsches auf seinem Knie, und pfiff, sich vergessend, einige Noten sogar dazu.

Dann erzählte sie mit Thränen den schrecklichen Tod ihres Mannes und ihres Sohnes.

Die Präsidentinn setzte sich wieder. Boisens Gesicht wurde immer bleicher und bleicher.

„Für alles das habe ich keinen Beweis; denn alle Zeugen sind todt. Sogar aus dem Kirchenbuche, was der Gemahl meiner Agnes, der Justiz-Director, nachgesehen, hat man das Blatt, worauf unsere Copulation eingeschrieben stand, ausgeschnitten, und der Prediger ist todt.“

„O Gott Lob!“ sagte leise die Präsidentinn mit einem erleichternden Seufzer.

„Alle Dokumente hat die See mit dem Leben meines Mannes verschlungen.“

Der Oberst pfiff hier ein Paar Noten fortissime.

„Ich bin noch nicht fertig, Frau Präsidentinn. Ich komme in die Gegend wieder vor drey Monaten. Mein Bedienter bringt mir die Nachricht, daß man in Holm auf einer Watte vor fünf und zwanzig Jahren ein Kind gefunden hätte. O barmherziger Gott! Es war mein Sohn, es ist der Sohn meines geliebten Mannes.“

Hier sprang alles auf, nur der jüngere Graf allein blieb ruhig sitzen, und lächelte.

„Ihr Sohn?“ rief die Präsidentinn höhnisch.

„Erzählen Sie weiter!“ sagte der Graf, sehr gerührt.

„Ich war entschlossen, fest entschlossen, zu schweigen, auf den Rath des Justizdirectors; denn er zeigte mir alle die Schwierigkeiten, fast die Unmöglichkeit, die Begebenheit und das Daseyn meines Sohnes zu beweisen: da zwang mich der Herr Kammerherr — denn er war Zeuge in Haidebüren von einer unendlichen Freude — da zwang er mich, mich, meine Ehre, meinen Sohn zu schützen, zu diesem Geständniß. Ich warnte ihn, das Geheimniß nicht an das Tageslicht zu reißen. Ich sagte ihm, es sey gefährlich. Beweise habe ich nicht, nicht einen, als das Zeugniß eines treuen ehrlichen Bedienten.

„Der nicht zeugen darf!“ sagte der Günstling des Fürsten.

„Das weiß ich; aber dennoch fordere ich die Rechte meines Sohns zurück, da ich ihn nun anerkannt habe.“

Nun entstand eine Todtenstille, die kein Athemzug unterbrach. Der Oberst war still.

„Da Sie selbst gestehen, daß gar keine Beweise da sind,“ sagte die Präsidentinn, sich zur Güte zwingend — „so thäte man am besten, man schwiege überall, wie Sie es Willens waren.“

„Das ist zu spät; seit Herr von Boisen das Geheimniß der ganzen Stadt mitgetheilt hat. Ich kann nicht schweigen. Der Justiz-Director hat mir gerathen, die Meinung der Familie des Grafen Sonders zu hören, und dann dem Fürsten die Entscheidung ganz zu überlassen, wie viel Glauben mein Wort verdient.“

„Haben Sie nicht einen Brief, ein Wort von des Grafen Hand?“ fragte der Oberst.

„Nicht ein Wort; alles verschlang die See.“

„Ich wollte, es wäre noch die alte gute Sitte, ich wollte für Sie auf Tod und Leben in die Schranken treten, und behaupten, es ist Ihr Sohn!“

„Das würde Ihren guten Willen beweisen, Herr Oberst, aber nicht die Wahrheit.“

„Sie zweifeln doch nicht an der Wahrheit meiner Aussage, Frau Präsidentinn?“ fragte die Mutter stolz.

„In Wahrheit, Frau von Sonnenberg,

daran zweifle ich so lange, bis ich mehr höre, als Worte.

„Und thust Unrecht, Schwester," sagte der Graf sanft — „denn daß die Frau von Sonnenberg meines geliebten Fritzens Frau gewesen ist, kann ich recht gut beweisen." Er zog ein dickes Taschenbuch voll Papiere hervor. „Der Oberst, meine theure Schwester Sonnenbergen, schrieb mir, die heutige Gesellschaft beträfe den Grafen Sonders, und die Frau von Sonnenberg würde mit in der Gesellschaft seyn."

„Ich bath ihn darum, lieber Herr Schwager; denn Sie liebten meinen Fritz, Sie waren sein Freund."

„Das sollen Sie sehen. Ohne daß Sie es wußten, hatte er mir alles entdeckt. Denn er wollte Ihnen kein übles Beyspiel geben. Hier, liebe Frau Schwester, ist Ihr Copulations-Schein, hier das Blatt aus dem Kirchenbuche! Hier der Taufschein Ihres Sohnes aus Lonato in aller Form! Und hier in diesen Briefen, liebste Marie," setzte er weinend hinzu — „von ihm an mich, lesen Sie, wie unendlich er Sie liebte, und, o Gott, wie nahe er seinen Tod ahnete!"

Der Graf umarmte seine Schwägerinn. Boisen rief: „Zum Teufel!" Isabelle schrie auf: „O Jesus!" Sie stürzte in der Sonnenbergen Arme, und dann war sie fort.

Die Präsidentinn stand erstarrt, ohne Worte. Die Augen flammten, die Hände zitterten; denn sie sah sich verlassen, der alte Graf trat näher zu seinem Neffen, und hörte lächelnd zu.

„Aber ob der Wiedergefundene ihr Sohn ist, das kann ewig nicht bewiesen werden," rief die Präsidentinn.

„Nichts ist leichter! liebe Schwester; Und in der That, es geht mir nahe, daß dein Herz keine Freude fühlt, daß von dem edlen Fritz noch ein Sohn da ist oder nicht. Aber lesen Sie, lieber Oheim, diesen Brief von meinem edlen Fritz."

„Du wußtest das alles, Bruder," rief noch giftiger die Präsidentinn — „und schwiegst so lange? Das Mährchen ist mit Händen zu greifen."

„Die Wahrheit auch. Du sollst sie mit deinen Händen ergreifen, das verspreche ich dir. Mein Bruder war todt, sein Sohn auch, das mußte ich glauben, wie seine Mutter es glaubte; denn ich ließ mir von Hamburg aus über das verunglückte Schiff gerichtliche Untersuchungen senden, die du hier finden wirst, und worin, um allen Zweifel zu heben, des Kindes in einer Korbwiege gedacht wird. Die Frau von Sonnenberg heirathete wieder; ich glaubte, sie würde es gern sehen, wenn ihre heimliche Verbindung verschwiegen bliebe. Ich schwieg. Lesen Sie, lieber Oheim!"

Der Oheim las: „Bald hätte ich meinen

Sohn verloren, liebster Bruder, und durch meine Schuld. Ich hielt ihn sorglos in meinen Armen. Er beugte sich hinten über und schlug mit dem Nacken in ein Eisen. Er schwebte einen Tag lang in Todesgefahr. Aber er ist gerettet, und er hat ein ewiges Andenken an diesen Tag, eine dicke Narbe in seinem Nacken, die er nach der Aussage de Arztes ewig behalten wird."

Die Frau von Sonnenberg bezeichnete die Stelle, wo die Narbe sitzen müßte.

Und in dem Augenblicke flog die Thür auf, und Ferdinand lag zu seiner Mutter Füßen, und neben ihm kniete Isabelle, und Bürger stand auf seiner andern Seite.

„Mein Sohn!

„Mein Neffe!" Gott! Gott! Ich sollte den Sohn meines Bruders nicht erkennen? Es ist sein Haar, seine Wange, seine edle Nase! Schwester, sieh doch! o sieh doch!"

„Die Narbe!" rief der Baron, und zehn Hände faßten nach der Narbe.

„Sie war da. Graf Sonders! rief der Oberst überlaut, und faßte, da er Niemanden unbeschäftigt fand, die Präsidentinn so kräftig in seine Arme, und sah nicht, wie in ihren Augen nur Thränen der Verzweiflung standen.

Boisen war fort. Isabelle hielt den bittenden Blick so fest, so flammend auf ihren Vater

und nickte ihm so heftig zu, wenn er sie ansah, daß er ihr endlich die Wangen streichelte, und freundlich sagte: „Du willst die Bothinn seyn? nicht wahr? Nun gut!"

Da schrie sie auf, da drängte sie alles, alles, alles weg von Ferdinanden, Mutter, Oheim, den Obersten.

Sie faßte seine Hände, und rief: „Olympie wartet auf, Ferdinand! O komm! sonst muß ich sterben vor Freude und Erwartung."

„So geht, rief die Mutter — „geht Kinder! die Mutter kann warten."

Sie flogen hinaus, Ferdinand, Isabelle und Bürger.

„Sie weiß es schon, meine Olympie!" rief Isabelle.

Sie war, da sie das erste Mahl das Zimmer verließ, wie ein Pfeil über die Gassen geflogen. Sie stürzte athemlos in Olympiens Zimmer. „Er ist dein! Olympie, dein! die Sonnenbergen ist seine Mutter. Er ist ein Graf Sonders. Freue dich nun! bethe! tanze! O Gott! ich muß fort! Ich hohle Ferdinanden! Ich bringe ihn dir! O, ich bitte dich nun, sage ihm, wie sehr du ihn liebst!"

Sie fand ihres Vaters Wagen. Sie ließ sich zu Ferdinanden fahren.

Sie fiel mit den Worten: „Deine Mutter,

die Sonnenbergen! Du Graf Sonders! Olympie ist dein! Komm zu deiner Olympie!"

Bürger drang darauf, erst Ferdinands Mutter zu sehen.

Jetzt flog sie mit ihnen die Paar Schritte über die Gasse nach ihrem Hause, und wollte die Thür Olympiens öffnen. Sie stand athemlos.

„Olympie," rief sie durch die Thür — „fasse, dich! erhohle dich! aber mach geschwind! geschwind! denn hier steht er!"

Sie öffnete nun leise die Thür. Erröthend stand Olympie da, das Auge an den Boden geheftet; aber das schöne Gesicht glänzte von Freude und Glück.

„Nun Ferdinand, nun mein Bruder! O ich kann nicht mehr! Das Herz bricht mir vor Freude, vor Wonne, vor Entzücken."

„Nein, nein, Bürger!" rief sie die Hände vor die Augen legend — „ich kann es nicht sehen, wenn sie ihm die Hand gibt. Die Freude reißt meine Seele in Stücken. Ferdinand, dir bin ich treu gewesen! bin ich nicht? bin ich nicht, Olympie?"

Ferdinand beugte vor Olympien sein Knie.

„Ist es denn?" fragte Olympie, nicht den Knienden, sondern die Andern.

Da nahm Ferdinand ihre Hand, und nur mit einer leichten Ohnmacht fiel sie an sein Herz.

Jetzt traten die Ältern und die Grafen Solkders ins Zimmer, und der Baron legte Olympiens Hand in Ferdinands Hand.

Isabelle war dennoch die Glücklichste von allen; ihr Vater hatte nicht das Herz, ihr etwas abzuschlagen. Er lächelte, da sie sich mit dem Brautkranze herzu schlich, und ihn freundlich ansah. Sie schaffte den Prediger! Ihr Gesang erscholl durch das ganze Haus. Nach einer Stunde waren Olympie und Ferdinand verbunden und nach drey Tagen reisten das junge Paar, Bürger und Isabelle, die Frau von Sonnenberg, und die Baroninn erst zu Sonnenbergen, dann mit ihm und Aurora nach Birkfelde.

Isabelle kannte alle Menschen schon und liebte sie alle, und freuete sich für alle, und betrübte sich für alle.

Die Birkfelder vergrößerten die Reisegesellschaft, und der Weg ging nach der Pfarre an der See, nach Holm.

Bürger und Isabelle rannten voraus, und Isabelle sank an Theresens Busen, und rief: „Du glückliche Frau! Therese! Hier bring ich ihn wieder, und deinen Bruder Ferdinand und meinen Bruder.“ Und nach einer Stunde war Therese eben so froh und eben so wild, wie Isabelle, und Alle hatten Isabel-

sen alles zu danken; Olympie wußte ja nicht, wie sie ihre Schwester genug lieben sollte.

Da fuhren sie alle hinüber auf die Watte, und Braune zeigte ihnen die Stelle, wo er den Knaben gefunden hatte. Und Olympie beugte das Knie auf der Watte, und Ferdinands Mutter. Es entstand eine Todtenstille, die Menschen und Engel feyerten. Die Wellen rauschten sanft, der Himmel senkte sich heiter auf das Meer, und in die bewegten Herzen. Isabelle kniete zu Olympiens Füßen. Jeder faßte des Nahestehenden Hand, und die Stimme der ewigen Liebe rief leise über die Erde: „Liebt Euch, und seyd selig wie diese!“

Ende
des dritten und letzten Theils.



